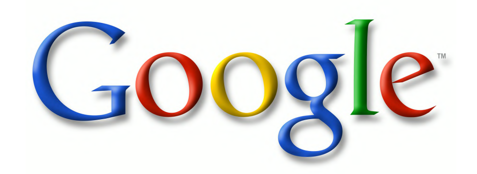
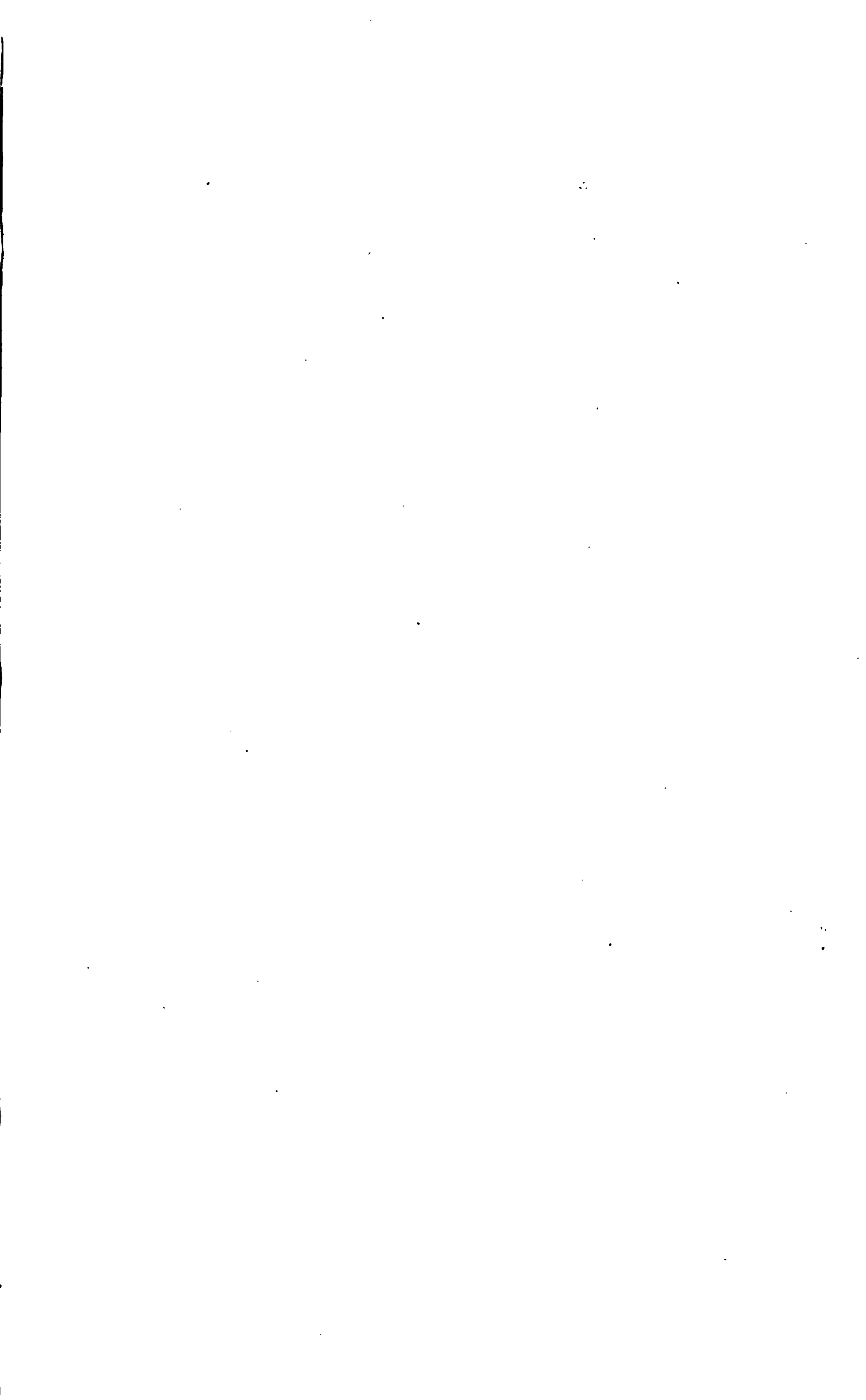
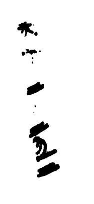






Das gelehrte Gründerthum

im Bunde

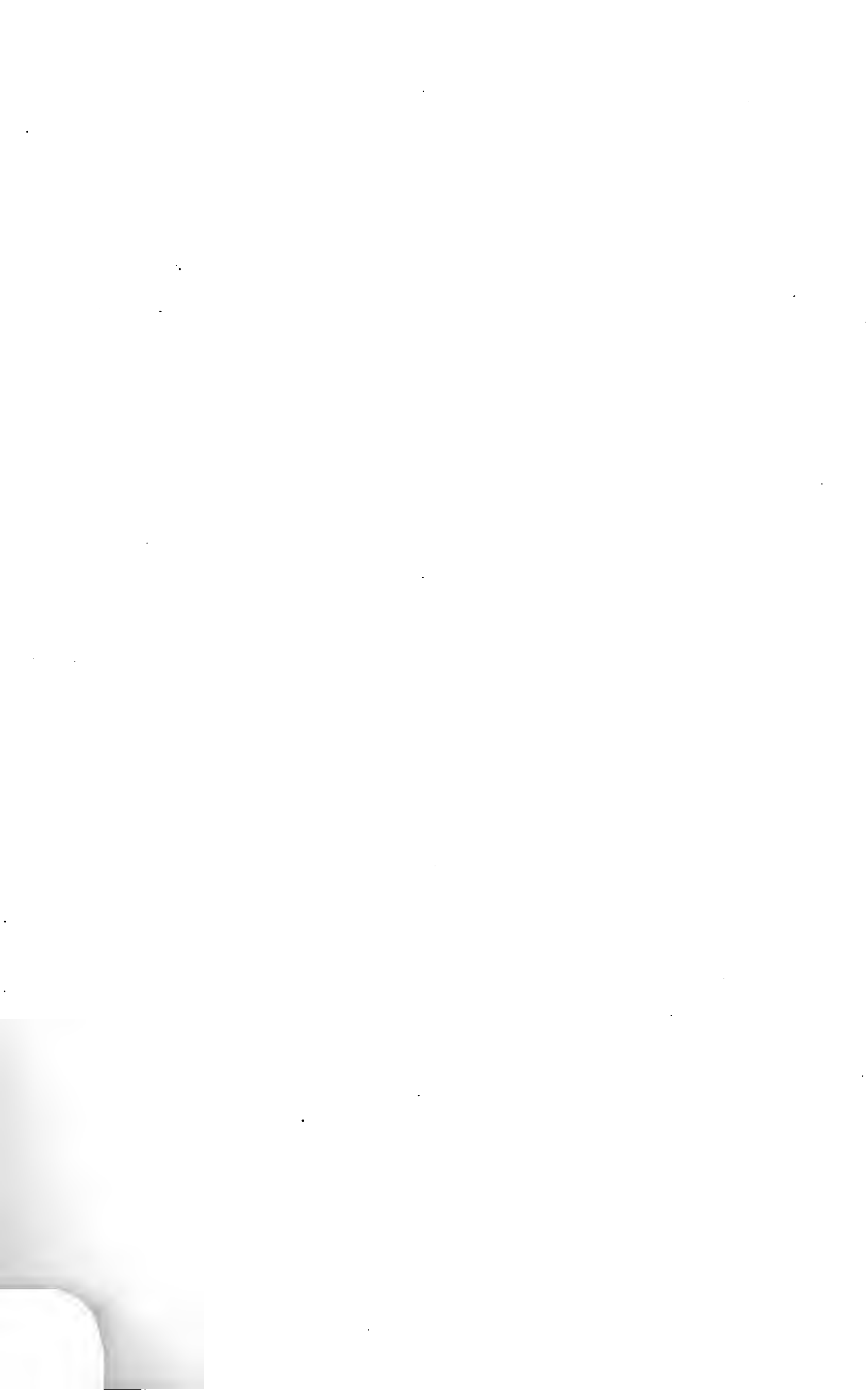
mit den geheimen Priesterinen der Venus.

Ein Stück Culturgeschichte und Sittenleben aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.

Leipzig,
Gustav Wolf, Verlagsbuchhandlung.
1884.

Preis 2 Mark.

Properz in Paris. — Altenglische Sitten und mosaische Geologie. — Die Handbibliothek eines aufgeklärten Junkers. — Dr. Grammatobarnum. — Das Gastmahl. — Der sichere Hafen der Ultramontanen und der Epilog eines Culturpolitikers.



I.

Properz in Paris.



Im Jahre 1873 war ich in Paris und amüsirte mich vortrefflich.

Insbesondere ergötzte mich ein Abend, den ich bei der verheiratheten Schwester meines alten Freundes Armand zubrachte.

Ein schlauer Conférencier hielt da seinen Vortrag über den frühen Tod des Sextus Propertius.

Er schilderte mit möglichst grellen Zügen die Intriguen, durch welche Cilnius Maecenas die Dichter der Sache der Republik abtrünnig zu machen und in das Lager des Julischen Principats herüberzulocken getrachtet haben soll.

Er sprach schon über anderthalb Stunden, philologisirte und frivolisirte dabei ganz absonderlich, und nachdem er die zarte Aufregung seines Auditoriums bereits auf das Höchste gesteigert, beendigte er die Conférence folgendermassen:

— „Mesdames et Messieurs!“

„Sie sehen also, dass der Pressbureauchef des Octavian stets seine Ziele zu erreichen verstand: wo nicht mit klingender Münze oder mit falernischem Altwein, so doch ganz gewiss durch eine tactvolle Anwendung der Gunst halboffizieller Damen.“

„Vergil begnügte sich damit, dass er seine Aecker zurückerhalten; Horaz und Tibull liessen sich von Fall zu Fall mit funkelndem Trinkgelde und mit etlichen kerngesunden Sclavinen gewinnen. Mit Ovid ging es schon etwas schwieriger. Ihn konnten nur die höchsten Damen des kaiserlichen Hauses entwaffnen."

„Noch schwieriger war es aber mit Properzen."

„Man vermochte diesen leidenschaftlichen Jüngling nur mit harter Mühe, ja erst nach Jahren für die kaiserliche Sache zu gewinnen."

„In der That liess sich, nach all' dem, was mit Ovid geschehen, die Gunst der Julien diesem spröden umbrischen Schwärmer gegenüber gar nicht mehr verwerthen."

„Da musste Maecenas etwas ganz Neues ersinnen. Er ersann auch eine Falle, nein, einen Abgrund, bei dessen Angedenken unsere Seele noch heute mit Schauder zurückbebt."

„Er gab der Hostia, dieser versificirenden geheimen Lorette den Auftrag, ihn zu bekehren."

„Properz solle seine Elegien, womit er eben die Verherrlichung der Glanzzeit republikanischer Freiheit begonnen hatte, nicht mehr fortsetzen, sondern statt dessen den göttlichen Augustus und seine Ruhmesthaten besingen."

„Die Hostia war körperlich eine erhabene Schönheit sondergleichen: in ihrer Seele aber war sie ein Scheusal. Properz nennt sie Cynthia und beschwört uns zu glauben, sie sei eine so grossartige Schönheit gewesen, als wäre sie eine Schwester des höchsten Gottes Jupiter."

„Wir erkennen in ihr ein niedrig geartetes Wesen voll thierischer Gier und von thierischer Schlauheit. Ein

solches Wesen vermochte zwar sich auf die Rolle einer schamlosen Heuchlerin ganz prächtig zu verstehen: doch in ihrem Inneren konnte eine solche Dirne für einen unbemittelten Dichter wie Properz -- nur einen Ekel empfinden."

„Hélas! Der Pact war jetzt schon unwiderruflich. Sie musste um jeden Preis durchführen, was sie dem Maecenas versprochen hatte. Sie musste den Propertius blenden oder vergiften: sonst hätte sie ja nicht nur das Wohlwollen des über halboffizielles Gold so reichlich verfügenden Pressbureauchefs verscherzt, sondern auch geradezu den Zorn des Kaisers auf sich geladen."

„Was that sie?"

„Sie versuchte zuerst den Weg, der ihr bequemer erschien. Sie buhlte nur mit der steinreichen Jeunesse dorée der hohen Kreise; Proconsuln, Propraetoren, vor Glück strahlende junge Patricier lagen ihr täglich zu Füssen. Was? Sie sollte sich an einen erbärmlichen Bettler, an solch' einen glanzlosen Kerl wegwerfen? Nein; das thut sie nicht. Für den elenden Lumpen wird wohl auch ihre Kammerjungfer, die Lycinna, gut sein."

„Sie veranlasst also dieselbe mit Properzen sofort ein flüchtiges Verhältniss anzuknüpfen, um auf diese Weise bei ihm für die Monarchie Propaganda zu machen."

„Länger als ein Jahr dauerte schon das unwürdige Verhältniss zwischen der Kammerjungfer der stolzen Lorette und unserem unglücklichen Dichter-Jüngling, — doch Hostia hatte hiemit ihr Ziel noch bei Weitem nicht zu erreichen vermocht. Es fiel Properzen darum noch gar nicht ein, seinen religiös tiefen Hang zur republikanischen Freiheit aufzugeben."

„Maecenas harrte sehnsuchtsvoll der kaiserlich gesinnten Lobgesänge, — doch er harrte einer solchen Wendung — vergebens.“

„Zuletzt verliess ihn die Geduld und zu gleicher Zeit hatte Hostia wieder Geld nöthig. Maecenas schiesst ihr wieder Geld vor: doch — „zum letzten Male — herrscht er sie an, — falls Propertius nicht baldigst bekehrt werden sollte.“

„Erst jetzt denkt Hostia daran, ihre eigenen Reize in Bewegung zu setzen.“

„Die Kammerjungfer muss den Dichter plötzlich mit der Enthüllung überraschen, dass sie das Vertrauen ihrer Herrin eigentlich missbraucht und die ihr zugedachte Vermittler-Rolle schändlich verrathen habe. Ihre Herrin sei schon seit lange in den Dichter zum Sterben verliebt, aber als ein braves, noch völlig unschuldiges Mädchen habe sie sich gescheut, ihn zu einer Annäherung einzuladen. Wenn Properz sich ermannt und sich mit kluger Feinheit und aufopfernder Ausdauer ans Werk setzt, so wird — auf Erden er allein — bei ihr Chancen haben.“

„O durum aster! O grausames Gestirn! Seufzte bei sich der arme umbrische Jüngling, — denn er hatte Hostia schon einigemal gesehen, wagte aber seine Augen kaum zu ihr emporzuheben.“ — — —

„Noch denselben Morgen stand er vor ihr.“ — — —

„Er zitterte gar fürchterlich.“ — — —

„Hostia blickte tief in seine Augen.“

„Properz fiel in Betäubung vor diesem Blicke; in wenigen Secunden war er ein Wahnsinniger.“

„Kein Wunder, dass er unterging.“

„Sie war erhaben, schlank und üppig, — eine wahrhaftige Schwester des Olympiers. Zudem nahm

Properz selbst die Lüge von ihrer Keuschheit für baare Münze."

„Und einem solchen Mädchen, — ja, wie hätte auch noch der arme, glühend wollüstige umbrische Jüngling einem solchen Mädchen zu widerstehen vermocht? Das wäre eine reine Unmöglichkeit."

„Vergegenwärtigen Sie sich, Messieurs, eine solche Schönheit mit ihrer ganzen elektrischen Frische und mit ihrer ganzen üppigen Fülle. Sie tritt an Sie heran, — Sie vertieft sich in Ihre Augen, — sie drückt Ihnen die Hand mit einer bedeutungsvoll zarten Wärme, — sie macht den Eindruck auf Sie, als ob sie Ihren geheimsten Gedanken errathend — mitleidsvoll zaudern würde."

„Ah Messieurs! würden Sie nicht selber auch in einer solchen Lage all' die hirnlähmenden Qualen durchfühlen, welche unserem unglücklichen Dichter-Jüngling den Geist umwölkt haben?"

„Würden Sie, Mesdames, noch leugnen wollen, dass eine solche Macht unüberwindlich ist und die männliche Natur geradezu zwingt, der ganzen Weltordnung Trotz zu bieten?"

„Nein, Properz konnte nicht anders; in dem Augenblick, wo ihn der Athem Hostiens anwehte, ward es um ihn — auf immer — geschehen!"

„Er kam von Sinnen, — er streckte seiner so pestartig angehauchten Seele nur noch ein Lebensziel: den Tod an ihrem Busen. — — —"

„Er begann sogleich eine Elegie — zum Ruhme des Octavian."

„Hostia ward zärtlicher." — — —

„Properz arbeitete weiter." — — —

„Hostia eröffnete ihm ihr Schlafgemach, um ihm da ihre eigenen Knittelverse vorzulesen.“

„Properz fleht um ihre Gunst, wie ein junges Thier, das man auf die Schlachtbank führt.“

„Hostia betheuert ihn weiter zu arbeiten und ihre reine Liebe nicht durch unsittliche Bitten auf's Spiel zu setzen.“

„Properz, trotz seiner Betäubung, wird stutzig und legt die begonnene Elegie bei Seite.“

„Maecenas bestellt mittlerweile Hostia zu sich und macht ihr gar derbe Vorwürfe.“

„Erst jetzt riskirt sie dem Dichter gegenüber ernsthafte Versprechungen.“

„Properz hofft und arbeitet weiter.“ — — —

„Er hofft wieder vergebens.“

„Er wird zudringlich.“

„Hostia will ihn jetzt durch ihre Habitués auf eine zahme Weise — durch Vorspiegelung einer Seereise — von ihrer Nähe entfernen, um sich bei Maecenas rein waschen zu können.“ — — —

„Die Intrigue misslingt.“

„Properz legt seine begonnene Elegie abermals bei Seite. Maecenas wird wüthend und da Hostia wieder Geld braucht, da sie sich nach den Meereslüften der Bäder von Bajae sehnt, so fügt sie sich ihrem Verhängniss und ergibt sich endlich Properzen.“

„Der arme umbrische Jüngling verliert seinen Verstand vor lauter Wonne. Sein Lobgesang auf Augustus erscheint.“

„Ja, der feurige Republikaner besingt nun in seinem Sinnenrausch den Scharfrichter Octavian als einen Gott!“

„O! lasst uns nun das Andenken der folgenden

fünfthalb Jahre mit stummer Wehmuth verhüllen: denn gar schrecklich war der Fluch, der auf diesem Sinnengenusse lastete."

„Hostia, selbst diese Hostia, hielt es nicht aus."

„Sie erblich unter den Umarmungen ihres Opfers, — und ihr Opfer, dieser herrliche Jüngling?"

„Er überlebte sie, um bald seine verpestete Seele auszuhauchen."

„Er war noch nicht über die Dreissig." — — —

„Und sein glänzender Geist erlosch auf immer; er erstickte im Kothe des imperialistischen Seelenkaufes."

„Fluch über Diejenigen, welche ihn ermordet haben!" —

So endigte der Conférencier. Stürmischer Beifall und Händeklatschen bezeugten die warme Aufnahme, welche sein Vortrag bei seiner äusserst auserwählten Zuhörerschaft gefunden.

Nun kam das Té soupatoire.

Ich setzte mich mit Armand in einen Winkel, wo auch ein biederer Realphilologe aus Deutschland — ein besonderer Kenner Properzens — Platz nahm.

Er gehörte nicht zur orthodoxen Schule; er war vielmehr ein warmer Verehrer Theodor Mommsens. Ein tiefes Wissen paarte sich bei ihm mit einem Gesichtskreis, welcher bedeutend erklecklicher war, als es bei orthodoxen Realphilologen in der Regel zu sein pflegt.

Obwohl er sich im Laufe vieler Jahre in seinem Fache eine Gründlichkeit errang, welche sogar ein Moritz Haupt zu würdigen keinen Anstand genommen haben würde: so war er doch äusserst leutseliger Natur und jeden Augenblick bereit, das Ergebniss

seiner Forschungen im freundlichen Kreise ohne Weiteres mitzutheilen.

Dasselbe unternahm er auch jetzt — indem er bei prächtiger Lachsforelle und Haselhuhn — sich auf die kurze Erkundigung Armand's, was er zu dieser Conférence sage, sich folgendermassen auseinanderliess:

— „Dieser Dr. Fipsart, scheint mir, ist ein Schüler des M. Beulé. Er hat nur jene Einfälle weiterentwickelt, welche in einem Capitel des Buches: ‚Auguste, sa famille, et ses amis' niedergelegt sind. Aufrichtig gestanden, ich halte schon das Beulé'sche Chapitre theils für verfehlt, theils für übertrieben: was soll ich dann zu diesem lasciven Kauderwelsche sagen, welches dieser Mann uns soeben aufgetischt!" —

„Wir besitzen nur äusserst spärliche Angaben über das Leben des Sextus Propertius; das, was er uns vorgeplauscht hat, lässt sich aus seinen Elegien nicht im Entfernsten herauslesen. Auch stehen seine Anknüpfungen mit der chronologischen Reihenfolge der Elegien des Sextus Propertius in einem kecken Widerspruche. Die Hostia als eine Agentin des Cilnius Maecenas! Wo sind hiefür die Belege?"

„Nein; die Beulé'sche Schule kränkelt an einem stupenden Irrthum. Sie geht von der Voraussetzung aus, als ob das geistige Leben der Römer sich unter der Republik zur höchsten Blüthe entfaltet und allsogleich mit der Epoche des Julischen Principats Bankerott gemacht hätte. Eine gar arge Befangenheit, deren aetiologischer Hintergrund auf einer gewissenlosen Nichtbeachtung der literar-historischen Thatsachen beruht."

„Abgesehen von der Zeit der Könige, wo noch das geistige Leben der Römer äusserst niedrig geartet war, lassen sich innerhalb des Entwicklungsganges

der römischen Literaturgeschichte drei grosse Perioden abgränzen: 1) die Periode der republikanischen Freiheit (509--84 v. Chr.), — 2) die Periode der republikanischen Gewaltherrscher (84—23 v. Chr.), — und 3) die kaiserliche Periode (23 v. C. — 476 n. C.). Man behauptet, Octavian habe die Geistesblüthe der Römer vergiftet, — der Caesarismus habe die Dichter bestochen, um die Regungen des freien Gedankens niederzuhalten. Das ist die Voraussetzung, von welcher solche Conférenciers ausgehen."

„Werfen wir nun einen Blick auf den Entwicklungsgang der römischen Literaturgeschichte, um den wahren Sachverhalt herauszubekommen".

„Die ganze Periode republikanischer Freiheit weist nicht einen Schriftsteller auf, den wir bedeutend nennen dürften. Es sind da vor Allem Dichterlinge, wie Livius Andronicus, Cneius Naevius, Quintus Ennius, Marcus Pacuvius, Lucius Attius, Marcus Attius Plautus und Publius Terentius. Nun, Sie wissen, mit welchem Erfolge diese Dichterlinge den geistigen Schatz des Hellenenthums geplündert hatten. Das Urtheil, welches Horaz über Lucius Attius fällte, soll Sie nicht irreführen. Auch dieser Attius hatte einen ziemlich vagen Begriff über Mein und Dein in der Literatur; nur war er nicht so unverfroren wie die Übrigen. Ein grosses Verdienst gebührt ihnen zweifellos. Sie haben die Sprache der Römer erzogen. Gut; es ist aber doch merkwürdig, dass diese Wohlthäter des römischen Culturlebens grösstentheils Fremde, — keine Römer waren. Livius Andronicus, mit dessen Auftreten die römische Literaturgeschichte erst eigentlich beginnt, — dieser Livius Andronicus war ein Grieche aus Tarent, Ennius ein Grieche aus Calabrien. Pacu-

vius ein Grieche aus Brundusium, Plautus ein Sclavenkind aus Umbrien, Terentius ein Sclave aus Carthago. — Wollen Sie die Satyriker nicht zu den Social-Schriftstellern, sondern zu den Dichtern rechnen? Geht auf ein und dasselbe hinaus. Caius Lucilius kann weder für einen grossen Denker, noch für einen Dichter erster Grösse angesehen werden. Sie haben da auch Geschichtschreiber, unter denen höchstens der Verfassungsgeschichtschreiber Junius Gracchanus und der Urkundenforscher Lucinius Macer eine Erwähnung verdienen. Ferner haben Sie da den Redner Hortensius, — die Rechtsgelehrten Sextus Aelius Paetus Catus, den Verfasser der „Tripartita“ und Qu. Mucius Scaevola Pontifex, — den Mathematiker C. Sulpicius Gallus und Sie haben sämmtliche Spitzen des römischen Geisteslebens, mit welchen sich die Periode der republikanischen Freiheit etwa brüsten dürfte, vor sich.“

„Traun, ziemlich winzige Gestalten im Vergleiche zu den Männern, welche das Geistesleben der Römer in Zeiten hervorbrachte, da man mit vollstem Rechte in Bezug auf die Politik über den Druck der Gewaltherrscher zu klagen pflegte. Die Heroen des römischen Geisteslebens: Marcus Terentius Varro, Marcus Tullius Cicero, P. Nigidius Figulus, C. Sallustius Crispus, T. Lucretius Carus, sowie die bedeutenden Rechtsgelehrten A. Ofilius, C. Trebatius Testa, A. Cascellius, Antistius Labeo und Ateius Capito vollbrachten ihre glanzvollen Werke in den Jahren der langen Dictaturen, der Triumvirate, also der Gewaltherrschaft.

— ‚Auch Julius Caesar‘ — meinte Armand, indem er an einer köstlichen Rephuhnbrust ganz vergnüglich nagte.

— „Entschuldigen Sie, aber mein Forschergewissen bringt mich nicht dazu, in diesem genialen Feldherrn zugleich auch einen grossen Schriftsteller, oder gar einen grossen Weltweisen zu erkennen.“ —

— ‚Setzen Sie nur fort, lassen Sie sich nicht stören.‘

— „Also, ein ernsterer Aufschwung des römischen Geisteslebens ward erst möglich, als schon die republikanische Freiheit zu Boden lag. Aber auch die kaiserliche Periode vermag literarische Grössen aufzuweisen, in deren Angesichte die Dichter und sonstigen Literatoren der Periode der republikanischen Freiheit wie zwerghafte Anfänger erscheinen. Ich denke dabei nicht an Ovid, Vergil und Horaz, da dieselben ja eben der Pressbureauchef des Octavian corrumpirt haben soll, — unter Anderm soll auch Vergil durch die Erzeugung seiner „Georgica“ eine Sünde begangen haben, als ob die Zeilen, wegen welcher er als Freiheitsverräther gescholten wird:

‚O fortunatos nimium sua si bona norint
Agricolas!‘

nicht schon durch einen analogen Seufzer eines gefeierten Dichters der Demokratie von Athen:

ὄλβιος, ὅστις γῆς ἱστορίας
ἔσχε μάθησιν
μὴτε πολιτῶν
ἐπὶ πημοσύνῃ κ. τ. λ.

ihr unverkennbares Urbild aus einem Gemeinwesen vorgespiegelt erhalten hätten, wo die massenherrschaftliche Freiheit soeben ihre höchst-mögliche Stufe erreicht hatte! Wie gesagt, ich ziele nicht auf Vergil und seine angeblich halboffiziellen Dichter-Collegen: doch ist es eine im vollsten Maasse selbstgenügende Thatsache, dass die grössten Gestalten des römischen

Geisteslebens — ein Dichter und Denker wie Juvenal, ein Geschichtschreiber wie Cornelius Tacitus, Forscher und Denker wie Seneca und Plinius, Juristen wie Masurius Sabinus und Proculus ihre literarische Thätigkeit im Laufe der kaiserlichen Periode entfaltet haben.“

„Doch trösten Sie sich. Sie sind ein Freund der wahren Freiheit und was Ihnen am theuersten gilt, das ist der reelle Fortschritt des Menschengeschlechts. Die römische Republik, für deren Andenken sich die Beulé'sche Schule so sehr ereifert, hat nichts gemein mit der Sache dieser wahren Freiheit. Die römische Republik, welche der Junker Tacitus mit dem Begriffe der Freiheit identificirt, — diese römische Republik war nur eine brutale Adelsherrschaft ohne jedweden Sinn für geistigen Fortschritt, — ohne jeden Sinn für Menschenwürde. Oder sollte man etwa vergessen, wie lange diese republikanische Adelsherrschaft das Recht der Auslegung der XII Tafeln, ja, überhaupt die Kunde des gerichtlichen Verfahrens zu Gunsten eines numerisch so winzigen Standes, wie die Patricier, zu einem Staatsgeheimniss erniedrigte? Sogar die Tage, an welchen ein Rechtsgeschäft rechtskräftig unternommen werden durfte, sollten bis zum Jahre 304 v. Chr. stets ein Mysterium für die Plebejer bleiben. War das ein Rechtsstaat? War da nur die leiseste Spur einer wahren Freiheit? Der geistestüchtige Appius Claudius und sein Schreiber Cn. Flavius machten diesem jämmerlichen Zustande auf privatem Wege ein Ende; sie veröffentlichten den Kirchenkalender, sowie auch die Normen des gerichtlichen Verfahrens — die legis-actiones: doch die Culturpolitik der römischen Republik blieb bis zur Epoche der Gewaltherrschaft

dieselbe. Auch der Sieg der Plebejer vermochte daran nicht zu ändern. Nun, wollen Sie etwa — da wir schon so weit sind — ich sage nicht die unmenschliche Sclavenpolitik und den blutanfeindenden Ahnenstolz dieser römisch-republikanischen Adelsherrschaft, sondern nur die Culturpolitik derselben etwas näher kennen lernen? Ich verweise Sie auf den Senatsbeschluss vom Jahre 162 v. Chr. und auf den Censorenbeschluss des Cn. Domitius Aenobarbus und des L. Lucinius Crassus. Ich will Sie mit der Nachricht vom Schicksale der angeblichen philosophischen Bücher Numa's und mit den infamen Ausfällen der römisch-republikanischen Bühnendichter gegen die Philosophen gar nicht belästigen. Ich will Sie nur auf die Attentate aufmerksam machen, welche die römische Republik — zur Blüthezeit ihrer „Freiheit“ und Machtfülle, sich gegen die Philosophen wie gegen die Gedankenfreiheit erlaubt hat.“

„Fremde, zunächst griechische Philosophen und Rhetoren hatte der Senat der römischen Republik zu wiederholtenmalen aus Rom vertrieben. So im Jahre 173 v. Chr. den Epikureer Alkaios und Philiskos, — so im Jahre 155 v. Chr. den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaos. Alle diese Denker waren Ausländer: mithin mag es, bei den damaligen internationalen Verhältnissen noch immer ein äusserlicher Beweggrund, ein wahrhaft ernstes Staatsinteresse gewesen sein, welches die Lenker römischer Politik bewog gegen diese Fremden solch' ein Staatsmittel anzuwenden. Ich unterlasse auch jeden Versuch, diese Ausweisung fremder Philosophen als ein Attentat der römischen Republik gegen die Gedankenfreiheit auszunützen: doch muss ich ein solches Atten-

tat in jenen Beschlüssen erkennen und schonungslos verdammen, welche erlassen worden sind, um überhaupt jede Philosophie und Rhetorik zu verbieten, — Beschlüsse, welche die römische Republik ganz unwillkürlich als ein culturfeindliches Staatswesen brandmarken. Ein solcher Beschluss ist vor Allem das Senatsconsultum vom Jahre 162 v. Chr. Es wurde unter dem Consulate des C. Fannius und des M. Valerius Messala abgefasst und lautet — wie ich's mir da aufnotirt habe — folgendermassen: M. Pomponius praetor senatum consuluit, quod verba facta sunt de philosophis et de rhetoribus; de ea re ita censuerunt, uti M. Pomponius Praetor animadverteret, coeraretque, uti ei e republica fideque sua videretur, uti Romae ne essent.' Aulus Gellius leitet diesen Senatsbeschluss mit folgenden Worten ein: ‚C. Fannio Strabone, M. Valerio Messala Coss. senatusconsultum de philosophis et de rhetoribus Latinis factum est.' Das Wort Latinis spricht zu deutlich, um über den Sinn jenes Senatsbeschlusses mildernde Erörterungen zuzulassen. Der Senatsbeschluss vom Jahre 162 v. Chr. verordnete, der Praetor Marcus Pomponius möge dafür sorgen, dass die Philosophen und Rhetoren aus der Stadt entfernt würden. Nicht „gewissen" Philosophen und Rhetoren wurde hiemit der Aufenthalt in Rom verboten: es wurde verordnet, dass Rom überhaupt, also von sämmtlichen derartigen Menschen gesäubert werde! Das ist der ehrlich grobe Sinn dieses Senatsbeschlusses. Ja, wie war es möglich, dass die Republik, welche eben auf der höchsten Stufe ihrer Blüthe stand, sich so weit vergessen konnte? Wie war es möglich, dass die römische Republik, welche stets die Freiheit im Munde führte, sich zu

einer Massregel hatte hinreissen lassen, welche auf eine Vergewaltigung der Gedankenfreiheit abzielte?“

„Es lag in der Natur der Sache.“

„Nur Schwärmer, welche die Thatsachen der Geschichte nicht genau kennen, folglich auch den Entwickelungsprocess der Nationalbildung nicht zu verstehen vermögen, nur solche Schwärmer werden in dem Senatsbeschlusse vom Jahre 162 v. Chr. einen Räthsel erblicken. Nur solche Culturhistoriker, welche glauben, dass die Freiheit auch ohne Volkserziehung, in einem ernsteren Sinne des Wortes möglich sei, — nur solche Culturhistoriker werden die Bedeutung eines solchen Staatsbeschlusses missdeuten oder verschweigen wollen.“

„Unbefangene Kritiker, die ohne Voreingenommenheit die nackte Wahrheit zu suchen pflegen, solche Kritiker werden die Bedeutung einer solchen Massregel zu würdigen und auch zu verwerthen wissen. Nun, hat also der Senat der römischen Republik einen Beschluss gefasst, welcher die Ausrottung aller Philosophen und Rhetoren zum Ziele hatte. Erinnert uns dieser Senatsbeschluss nicht an den Volksbeschluss des Diopeithes, welcher in den Glanzjahren des Perikles jedwede rationelle Erörterung über die Naturerscheinungen zu Athen zu einem Capitalverbrechen gestempelt hatte?“

„In der That ist der römisch-republikanische Senatsbeschluss vom Jahre 162 v. Chr. ein würdiges Seitenstück zu jenem schändlichen Volksbeschlusse der athenischen Demokratie. Beide beweisen, wie wenig die Massenherrschaft noch an sich die Grundbedingung aller Freiheit, die Gedankenfreiheit zu verbürgen vermag. — Einige Jahre nach diesem Attentate kam ein zweites. Die Censoren Cn. Domitius Aenobarbus und

L. Licinius Crassus erklären in ihrem Edicte: es sei ihnen hinterbracht worden, dass es Menschen gebe, welche eine neue Art des Unterrichts einführten, bei sich die Jugend versammelten und sich lateinische Rhetoren nennen. Bei diesen brächte die Jugend ganze Tage zu. Die Vorfahren hätten aber schon weislich bestimmt, was ihre Kinder lernen und in welche Schulen sie gehen sollten. Diese Neuerung tauge daher gar nichts, sie widerstreite den Sitten und Gewohnheiten der Vorfahren. Die Censoren hielten es daher für ihre Pflicht, sowohl Denjenigen, welche solche neue Schulen hielten, als auch Denen, welche selbe besuchten, ihr amtliches Missfallen zu erkennen zu geben. (Renuntiatum est nobis, esse homines, qui novum genus disciplinae instituerunt, ad quos juventus in ludum conveniat: eos sibi nomen imposuisse latinos rhetoras: ibi homines adulescentulos dies totos desidere. Maiores nostri, quae liberos suos discere, et quos in ludos itare vellent, instituerunt. Haec nova, quae praeter consuetudinem ac morem maiorum fiunt, neque placent, neque recta videntur. Quapropter et iis, qui eos ludos habent, et iis, qui eo venire consueverunt, visum est faciundum, ut ostenderemus nostram sententiam, nobis non placere.) Auch dieser Censorenbeschluss spricht schon für sich zu deutlich, als dass noch ein Commentar von Nöthen wäre."

„Was unerlässlich ist, das ist die Betonung all' dieser Massregel."

„Facta arguebantur, dicta impune erant. Handlungen wurden geahndet, Worte blieben ungestraft."

So verherrlicht Tacitus die Zeiten der Republik. Entrüstet über die Demüthigung der grossen historischen Geschlechter, trachtet der bissige Geschicht-

schreiber der Nachwelt glauben zu machen, die Verfolgung des Gedankens, des freien Wortes sei eine Erfindung der demokratirenden Kaiserzeit.“

„Nun, wie es um die Gedankenfreiheit unter der Republik eigentlich bestellt war, das sehen Sie aus dem Senatsbeschlusse vom Jahre 162 v. Chr. und aus dem Censorenbeschlusse des Cn. Domitius Aenobarbus und L. Licinius Crassus. Sie müssen aber auch den römisch-republikanischen Staatsmann etwas näher kennen lernen, der noch heutzutage als das specifische Urbild urwüchsigster römisch-republikanischer Staatsbürgertugend gelten soll. Sie errathen sogleich, dass ich nicht an den jüngeren Scipio denke, der — eine so seltene Ausnahme unter ganzen Legionen von culturfeindlichen römisch-republikanischen Junkergrössen — gerne mit Philosophen und Schriftstellern Umgang pflegte. Nein, ich denke nicht an ihn; ich denke an Marcus Porcius Cato, den Censor und Finsterling. Betrachten wir ihn etwas eingehender. Obwohl er selbst eine Art Schriftstellerei trieb, so war er doch ein prinzipieller Feind aller Philosophie, ein prinzipieller Feind einer jeden höheren Geistesthätigkeit. Er hasste die Griechen, und zwar schon aus dem Grunde, weil sie Philosophen hatten; er hasste und beschimpfte die Aerzte, weil diese ihre Wissenschaft zu seiner Zeit schon aus Büchern zu schöpfen pflegten; er beschimpfte das Andenken des Sokrates — dieses menschenfreundlichen Commonsenseman — weil dieser nach einer politischen Reform zu trachten wagte. Cato war ein Conservativer vom reinsten Wasser; er betete das Althergebrachte förmlich an; er verfolgte jedweden Neuerungsversuch. Cato war die Verkörperung des altrepublikanischen Römergeistes: er war intolerant, befangen, grau-

sam, weil egoistisch bis zur Infamie und ein Finsterling bis zum lächerlichsten Aberglauben."

„Sie kennen seine Tugenden. Alle Achtung vor seiner Vaterlandsliebe, vor seinem Staatsbürgersinn. Doch lesen Sie seine Biographie bei Plutarch: und es wird Ihnen förmlich grausen vor diesem Schmutzmenschen, der aus seinem Hause ein Bordell für seine eigenen Sclaven macht, um sich aus dem Unfug eine Erwerbsquelle eröffnen zu können; denken Sie an die Hunderte oder gar Tausende von altersschwachen Sclaven, welche er, weil sie für ihn nicht mehr zu arbeiten vermochten, ganz planmässig in den Erdlöchern aussetzen, verhungern und vermodern liess: und Sie werden ihm ein jedes Mitleidsgefühl absprechen; lesen Sie das CLX-te Capitel seines Werkes über die Landwirthschaft, und Sie werden die Akrisie unseres philiströsen Liberalismus förmlich bedauern müssen, der sich noch für eine solche culturgeschichtliche Jammergestalt wie Cato hatte je begeistern können."

„Nun, hören Sie einmal, was jenes Capitel des Catonischen „De Re Rustica" enthält: ‚Luxum si quod est, — sagt Cato, — hac cantione sanum fiet. Harundinem prende tibi viridem P. IV aut V longam. Mediam diffinde et duo homines teneant ad coxendices. Incipe cantare: In alio. S. F. motas veta, Daries, Dardaries, Astataries, Dissunapiter, usque dum coeant. Ferrum insuper jactato. Ubi coierint, et altera alteram tetigerit, id manu prende et dextra, sinistra praecide. Ad luxum, aut ad fractum alliga, sanum fiet. Et tamen quotidie cantato in Alio S. F. vel luxato. Vel hoc modo: Huat, Huat, Hanat, Huat, Ista Pista Sista, Domiabo, Damnaustra, et luxato. Vel hoc modo: Huat, Haut, Haut, Ista Sis Tar Sis Ardannabon Dunnaustra.‘

— Also nimm' Dir ein Stück grünes Schilfrohr vier oder fünf Fuss lang und mach damit den Hokus-Pokus, den Cato vorschreibt, singe dazu noch ‚Daries, Dardaries, Astataries' oder ‚Ista, Pista, Sista' oder doch ‚Ardannabon Damnaustra!' und Du bist von Deinem Übel (Verrenkung u. s. w.) geheilt. Und dieser Mensch, dieser Cato sollte der Nachwelt beweisen, wie tief zur Zeit des Octavian das Römerthum bereits gesunken war! Dieser schmutzige Finsterling sollte zum hehren Vorbilde für ewige Zeiten dienen, und insbesondere aus dem Grunde, weil er noch ein Sohn der Republik war!"

„Eine recht sonderbare Geschichtschreibung, Culturpolitik und Staatsmännerthnm, die der Nachwelt solche Vorbilder auferzwingen wollen. Nun, der Mann, der republikanische Staatsmann, welcher die Erlassung der erwähnten Senatsbeschlüsse — gegen sämmtliche Philosophen und dann speciell gegen Karneades und seine Gefährten erwirkte, war eben Cato selbst. Was soll man sich also von dem Senate der römischen Republik denken, der sich zu einem solchen Attentate gegen die Gedankenfreiheit, durch einen solchen jämmerlichen Finsterling bewegen liess! So sieht es mit dem römischen Culturleben nach dem zweiten punischen Kriege aus: so sieht es aus mit jener Blüthezeit römisch-republikanischer Freiheit, für deren Andenken sich die Beulé'sche Schule so sehr zu begeistern weiss. Schade, dass selbst eine Zierde deutscher Wissenschaft, wie Adolf Schmidt, der sich mit der Geschichte der Gedankenfreiheit unter der Kaiserzeit so eingehend beschäftigte, seine musterhaften Untersuchungen nicht zugleich auch auf die Geschichte der Gedankenfreiheit unter der Republik erstreckt hatte! Gewiss hätte er

diese ganz so sehr eigenthümliche, durchgehends entartete Ideenströmung unserer allermodernster Realphilologie auf eine vernichtende Weise Lügen gestraft."

— Sind Sie zu Ende? — Fiel ihm nach einer kleinen Pause Armand ins Wort ein.

Der biedere Realphilologe aus Deutschland schlürfte an Seinem Sillèry und sagte ein selbstvergnügtes Ja.

— Unseren besten Dank für diesen ermüdenden Vortrag. Doch sehen Sie Verehrtester! Sie hätten diesem Conférencier gegenüber nicht nöthig gehabt sich so sehr zu ereifern. Die Angaben, welche Sie uns vorführten, — die Gedanken, welche Sie auf Grundlage dieser Angaben vor uns entwickelten, verdienten eine ernstere Veranlassung als das Plauschwerk dieses Industrieritters.

— Einen Industrieritter möchte ich ihn darob noch nicht eben nennen; wohl aber muss ich mit meiner Ueberzeugung ganz aufrichtig herausrücken, dass dieser Conférencier ein äusserst oberflächlicher Realphilologe ist.

— Sie scheinen also seine Confèrence ganz ernst genommen zu haben.

— Das heisst, ich glaube, dass Herr Fipsart selbst es doch ganz ernst gemeint habe.

— Hahaha! Sie können diesen Gaukler nicht.

— Reden Sie doch deutlicher.

— Mir scheint, Sie haben geradezu an diesem Abend vergessen, worin der geistige Sport der höheren Schichten der französischen Intelligenz eigentlich besteht. Sich in die römische Geschichte hineinzulesen, das ist da seit Jahren die höchste Herzenswonne eines jeden Franzosen, der für „lettré" gelten will. Ich kann Sie versichern, auch diesen Abend galt die gespannte Auf-

merksamkeit, womit man die Geschichte des Propertius, der Hostia und des Maecenas verfolgt hat, nicht Diesen, sondern irgend einem Prosper Mérimée oder Clément Duvernois und dem Napoléon'schen Régime.

— Na, und die Hostia?

— Es freut mich, dass Sie sich auch für diese Gestalt interessiren; ich bin überzeugt, dass man da diesen Abend bei Weitem nicht die Römerin Hostia, sondern ganz andersgeartete moderne Damen kennzeichnen wollte.

— Und zu welcher Schicht der Gesellschaft gehören denn eigentlich diese Damen?

— Ei, ei, verehrtester Herr Doctor! ich hätte gar nicht geahnt, dass Ihre Wissbegierde sich auch solche Pfade erspäht.

— Ich will nur die Sitten studiren; darum frage ich, zu welcher gesellschaftlichen Schicht jene modernen Hostien zu zählen wären?

— Sie haben Recht. In der That hört diese Frage auf frivol zu sein in dem Augenblicke, wo man selbe von unserem Standpunkte aus betrachtet. Haben Sie bemerkt, mit welch' einer Gier die anwesenden Damen all' den Worten des Conférenciers lauschten, als er eben den Wuchs, die schlanke, feine und doch kräftige Üppigkeit der Hostia schilderte?

— Auch mir ist das aufgefallen.

— Sie können mir's auf's Wort glauben, dass diese Damen in dem Augenblicke nicht an die römische Lorette, sondern an eine gewisse brünette Schönheit gedacht haben, welche in den letzten Jahren des Kaiserreichs mit den entscheidenden Kreisen auf einem ziemlich vertraulichen Fusse gestanden ist.

— Aber Prosper Mérimée war damals schon

ein alter Geck, Clément Duvernois war kein Elegiendichter und die Haare der Hostia waren ganz entschieden impertinent blond, nicht schwarz; ich sehe hier keinen Zusammenhang. Oder war etwa hier dem Prosper Mérimée nicht die Rolle Properzens, sondern die Rolle des Maecenas zugedacht?

— Lassen Sie jetzt ihre objective Gründlichkeit bei Seite; sonst werden Sie den Sinn der heutigen Conférence nie verstehen. Die Kreise der Pariser Gesellschaft glauben heute noch gerne an die geheimen Orgien, von welchen Eugène Mirecourt erzählt hat und dieser Fipsart schlägt sich aus diesem Umstande ein Capital.

— Der Mann muss bereits eine ziemlich interessante Lebensgeschichte hinter sich haben. Doch wie ist er auf den Gedanken verfallen, nach Paris zu kommen? Wenn er Philolog ist, so hätte er doch in Deutschland sein Brod wohl auf eine ehrsamere Weise zu verdienen vermocht. Ist er ein Elsässer vielleicht?"

— Nein; er ist aus dem Deutschen Reiche. Da hat er als Philologe nicht leben können. Er war beinahe schon verhungert, als ein Criminal-Prozess ihm auf die Beine geholfen.

— Ja, wie war das möglich?

— Ein Betrüger höherer Ordnung wollte sich in die Schriftstellerwelt einschmuggeln und wollte zugleicherzeit Jemanden durch eine Brochure recht tüchtig compromittiren lassen. Herr Fipsart leistete ihm Beides. Er schrieb Abhandlungen unter des Betrügers Namen, und er veröffentlichte jene Brochure unter seinem eigenen Pseudonym. Zur Belohnung bekam er die Hand der Maitresse des Betrügers mit einer verbuchten Rente von 2000 Thalern. Damit kam er nach

Paris vor ungefähr drei Jahren und eroberte sich im Sturmschritte die Gewogenheit gewisser Kreise, besser gesagt, Consortien der hiesigen fashionablen Damenwelt. Sein Gönner verschaffte ihm den Eintritt in das Haus eines ziemlich schlecht beleumundeten Banquiers. Da belauschte er vor Allem die Capricen des Hauses und schrieb recht lascive Novellen, in welchen er die Rivalinen jener scheinheiligen Banquierstöchter nebst ihren erklärten Anbetern und geheimen Günstlingen auf eine recht gelungene Weise karrikirte. Sodann aber nahm er sich eine grosse Wohnung auf, verschaffte sich eine wohlfeile Antiquariensammlung nebst einem alten Weibsbild, das er Gräfin nannte, und vermittelte in diesen seinen kunstreichen Appartements unbelauschbare Zusammenkünfte für hochgestellte Damen und Herren, unter der ehrbaren Obhut und Firma dieser seiner altehrwürdigen Gräfin. Seit dieser Zeit ist er der Liebling gewisser, einflussreicher Kreise und wie Sie sehen, er arbeitet an seinem Glücke unermüdlich und mit Geschick.

— Treibt er sonst keine Realphilologie, oder ist seine heutige Conférence etwa nur ein Glied in einem Cyclus von derartigen Original-Studien?

— Von einem Cyclus derartiger Studien war bei ihm bis jetzt keine Rede. Zwar hat er vor zwei Jahren schon einen Éssai über denselben Gegenstand, nämlich über das Beulé'sche Buch in einer Zeitschrift von Stappel gelassen, doch zwischen seinen damaligen Ausführungen und seinen heutigen Auslassungen waltet kaum ein directer Causal-Connex. Heute verflucht er Octavian und Maecenas als die Mörder Properzens: vor zwei Jahren schalt er das Beulé'sche Buch noch

als eine gewissenlose, maskirte antibonapartistische Brochure aus.

— Ja, wie kommt aber dann ein solches Individuum dazu, in einem ehrlichen Hause zu erscheinen?

— Mein Gott! Meine Schwester hat eben den heutigen Abend einem wohlthätigen Zwecke widmen wollen und eine sehr ansehnliche Dame, mit der sie nicht näher bekannt ist, hat ihre Theilnahme nur unter der Bedingung zugesagt, falls es weder einen Ball, noch einen Concert geben würde, sondern eine Conférence, und zu diesem Behufe hat diese sehr ansehnliche Dame allsogleich auch die Berufung des Dr. Fipsart vorgeschlagen. Meine Schwester und ihr Mann sind darauf eingegangen, weil sie diesen Menschen nicht kannten und ich habe von der ganzen Sache erst Kunde erhalten, nachdem die Einladungen sammt dem Programm schon verschickt waren. Uebrigens haben die Deutschen uns Franzosen in dieser Beziehung kaum etwas vorzuwerfen. Sind doch Conférenciers wie gewisse Künstlerinen. Sie staunen darüber, wie ein honetter Familienkreis ihre Salons einem Conférencier von einem so niederträchtigen Charakter öffnet. Nun, verschliesst man etwa bei Ihnen die Thüre einer Diva ersten Ranges, selbst wenn sie auch bekannterweise einem unzüchtigen Lebenswandel ergeben ist? Ich würde wenigstens von Eurem sittlichen Ernst erwarten, dass Ihr einem heissblütigen Mädchen, welches nur einen einzigen Fehltritt und auch diesen aus voller Liebe begeht, eher verzeihen würdet, als der glänzendsten Kunstdirne, die ihre öffentlichen Erfolge von ihrer Kindheit an, so zu sagen ihr ganzes Leben hindurch, Schritt auf Schritt nur im Bunde mit dem Laster erringt.

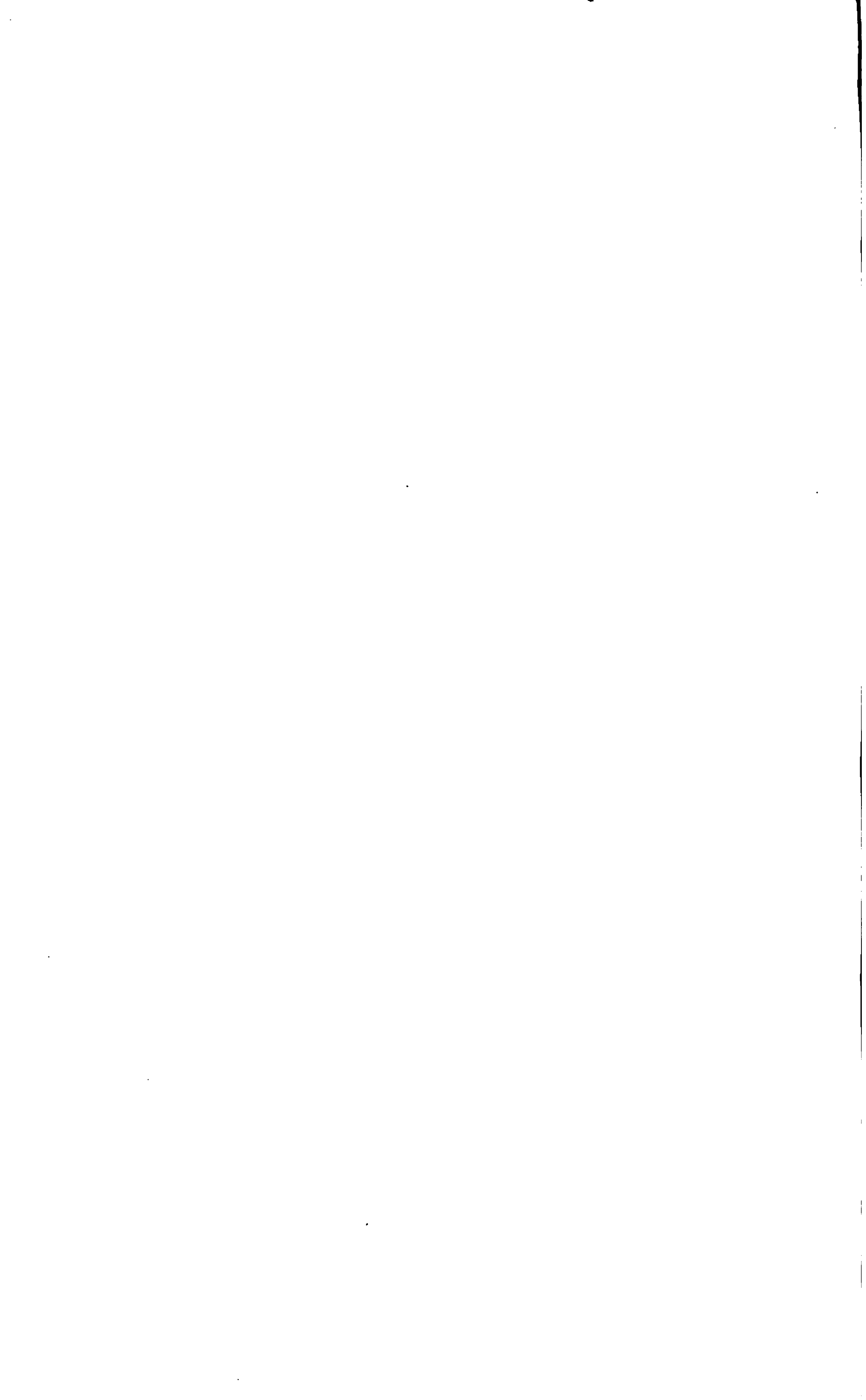
— Der sittliche Ernst wäre schon da, aber wo bleiben die Robert von Mohl'schen Rathschläge in Bezug auf Prinzenerziehung!

— Nun, Sie haben hier die demokratische Republik, — gehen Sie mit dem guten Beispiel voran. — Doch kehren wir zu unserem Conférencier zurück. Was bekommt er für eine solche Vorlesung?

— Sie irren sich. Nicht um ein Honorar ist ihm jetzt zu thun. Nunmehr ist das für ihn ein überwundener Standpunkt. Er nimmt keinen Heller.

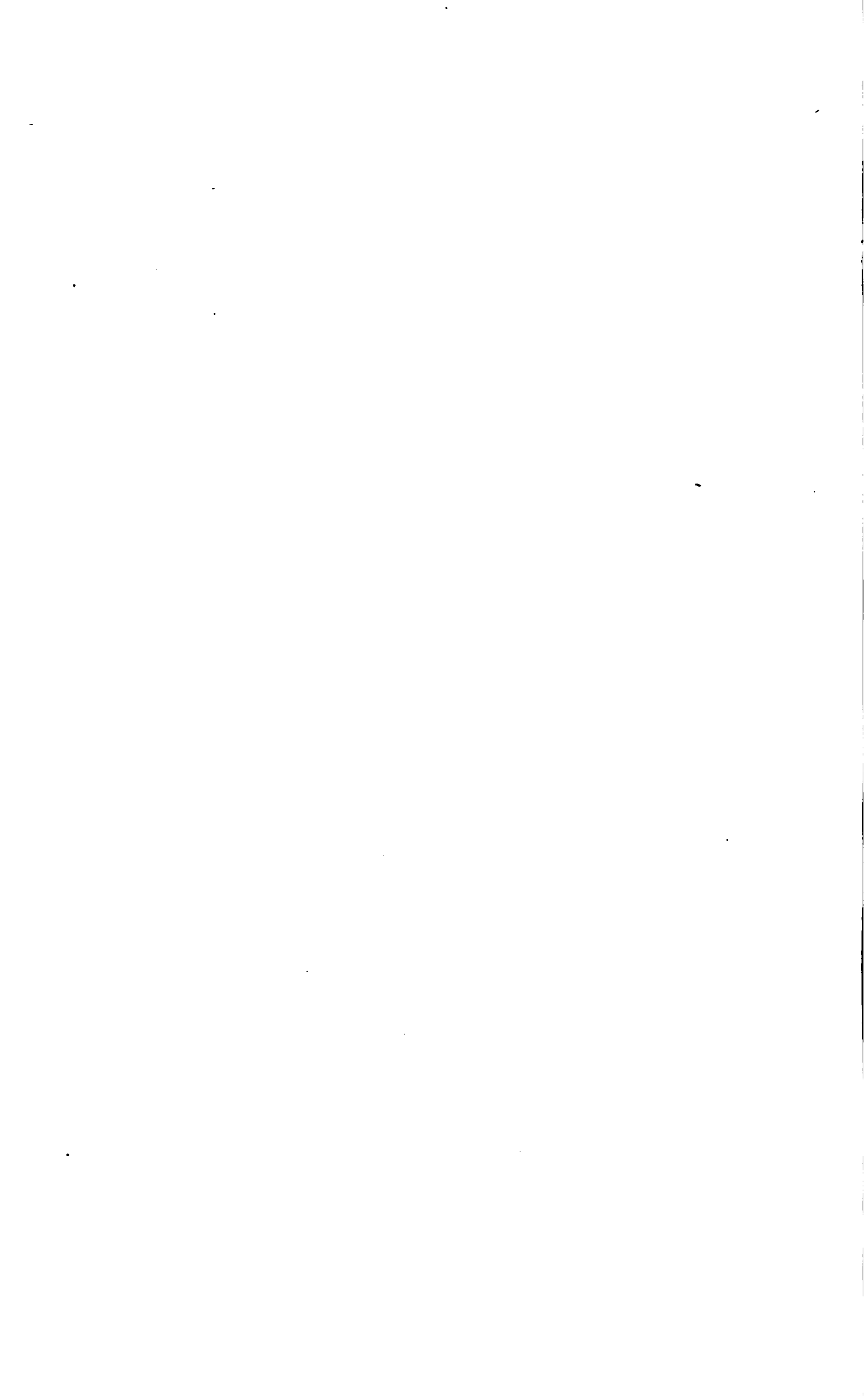
— Was denn?

— Er will sich einen Namen machen und sucht einflussreiche Verbindungen. Es handelt sich da nämlich um die Gründung einer neuen Credit Anstalt; er will dabei Verwaltungsrath werden. —



II.

Altenglische Sitten und mosaische Geologie.



Von Paris ging ich nach England und besuchte meinen Freund Wingby auf seinem Manor.

Das nette, kleine Lustschloss lag in einer Grafschaft, deren Farmer sich äusserst würdevoll zu benehmen pflegen. Mein Freund Wingby that nicht ganz genau dasselbe.

Er war ein Lebemann vom reinsten Wasser und doch von der culturellsten Abart.

Er war beinahe ein Gelehrter; ganz gewiss besass er aber einen weiten geistigen Horizont und nicht alltäglich gründliche Kenntnisse in gar verschiedenartigen Zweigen des Wissens.

Hellenische Studien lagen ihm nicht minder nahe als Rechtsgeschichte, politische Wissenschaft und Geologie. Doch glauben wir nicht, dass er sich alle diese Kenntnisse nur ansammelte, um sich etwa schriftstellerisch emporzuschwingen oder in irgend einer Society Learned oder Scientific eine Rolle zu spielen.

So etwas ist ihm niemals eingefallen.

Er trieb hellenische Studien, um den Kaufpreis jener Pfauen zu ermitteln, welche Perikles der Gattin des Menippos und sonstigen ehrbaren Frauenschönheiten Athens zum Geschenke gemacht hatte; er trieb

Rechtsgeschichte, um in die wahre Natur gewisser mittelalterlicher Rechts-Ungeheuerlichkeiten möglichst einzudringen, welche man weder vor Frauen, noch vor der unmündigen Jugend zu nennen pflegt; er trieb Staatswissenschaft, um den activen Staatsmännern in anonymen „Notes and Queries“ von Zeit zu Zeit Proben ihrer eigenen Unwissenheit aufzutischen; er trieb Geologie, um den geologisirenden Reverends, Very Reverends und Most Reverends der hohen Staatskirche recht schmackhaft ins Gesicht zu lachen.

Und doch war er kein Gottesleugner. Im Gegentheil, er hatte in den Tiefen seiner Seele einen Schatz religiösen Sinnes, der an Lauterkeit kaum Etwas zu wünschen übrig liess.

— Es scheint, ich komme zur unrechten Zeit, sagte ich bei meiner Ankunft, da ich sein Gespann vor der Treppe und ihn selbst ganz feierlich gekleidet sah.

— Im Gegentheil. Kommen Sie mit mir. Heute geht's wieder los.

— Ja, was ist's denn? Haben Sie eine Quarterly Session, oder eine Art Caucus?

— Nein. Es handelt sich da wieder um eine Lecture über die Accordanz der neuesten Errungenschaften der Geologie mit der mosaischen Kosmogonie.

— Also ist man in England noch immer nicht gescheidter geworden? Ich hätte geglaubt, der tragische Fall des Hugh Miller und die ungewöhnliche rasche Verbreitung der Darwin'schen Lehre — —

— Sie irren sich — fiel er mir ins Wort. — Zwar hat numerisch der Anhang der herkömmlichen Short-Chronologers in letzter Zeit in den höheren Kreisen der Bildung einen ziemlichen Abbruch

erlitten, doch ist in den Schichten der niedrigeren Kultur diese Manie heute intensiver als je. Und glauben Sie nicht, dass wir heute es mit irgend einem ehrlichen Schüler des Hugh Miller zu thun haben werden. Hugh Miller war ein Märtyrer; er hatte vierzig Jahre lang wie ein Titane gekämpft, um die täglich vorwärtsschreitende Wissenschaft mit dem Pentateuch in Uebereinstimmung zu bringen; die Geologie erwies sich aber mächtiger als der Scharfsinn und die Arbeitskraft seines aufrichtig tief religiösen Geistes, — die Wellen schlugen zusammen über seinem Haupte und er zerschellte sein edles Gehirn in dem Augenblicke, wo er die Unmöglichkeit seiner Bestrebungen und die Nutzlosigkeit seiner zielverfehlten Mühe einsah, mit einem Pistolenschuss. Na, ich kann Sie versichern, der Lecturer, zu dem wir jetzt fahren, wird sich nie aus philosophischer Verzweiflung erschiessen.

— Ist er ein Domherr oder doch ein fett-dotirter Pfründner?

— Nein. Er ist ein Industrieritter. Er heisst Dr. Frommhuber.

— Wie? Besitzt er so viel Fachkenntniss, dass er es wagt, eine geologisirende Lecture zu halten in einem Lande, wo doch geologische Kenntnisse so allgemein verbreitet sind?

— Er ist Geologe von Fach. Ich kenne ihn noch von einer deutschen Universität her. Er war mein akademischer Commillitone. Ich war noch bei seiner Promotion zugegen. Übrigens ist er ein geborener Deutscher.

— Es ist doch unbegreiflich, dass ein deutscher Fachgelehrter, der, wie Sie sagen, in Deutschland promovirt wurde, sich auf solche Irrwege verirren kann.

— Mir scheint, Sie kennen das deutsche Culturleben nicht. Allerdings ist das deutsche Volk, wie unser Bulwer entzückt sagte, ein Volk von Forschern und Denkern, allein, glauben Sie mir, es sterben im Deutschen Reiche Jahr aus Jahr ein noch immer weit mehr Fachgelehrte vor Hunger, als Blinde, Krüppeln oder Taubstumme.

— Also ist sein Short-Chronologisiren ein blosser Broderwerb?

— Mehr als das. Es ist bei ihm der erste Anlauf zur Bereicherung. Als dieser Frommhuber promovirte, war er ein Bettler. Jahrelang trieb er sich in Deutschlands Gauen umher, konnte aber weder einen Lehrstuhl, noch eine sonstige, seinen Fachkenntnissen entsprechende Anstellung erlangen. Gegen Ende der sechziger Jahre begegnete er mir einmal im Münchener Bahnhof. Er sah ganz zerrissen aus und fristete sein Leben von Tag zu Tag an einem Stück Semmel. Ich gab ihm fünf Thaler und er war überglücklich. Er zog ein Manuscript aus seiner Tasche. Es war ein Versuch über das Ergebniss der herrlichen Forschungen unseres grossen Landsmannes, Sir William Thomson, und gipfelte in einer beissenden Kritik der Anstrengungen des Sir Cornewal Lewis, der gestützt auf eine sonst ganz ausserordentliche Gelehrsamkeit, unseren Planeten nur ein Alter von einigen tausend Jahren vindiciren zu dürfen glaubte, um altenglischen Sitten zu fröhnen. Wie Sie sehen, Frommhuber war vor vier Jahren noch kein Short-Chronologer. Nachdem er mir seinen Versuch vorgelesen, bat er mich um die Erlaubniss, denselben mir dediciren zu dürfen. Ich hatte nichts dagegen; bekam aber das Buch nie zu Gesicht. Wahrscheinlich sank er immer tiefer in

Noth und Elend, und konnte an eine Veröffentlichung gar nicht denken. Vor zwei Jahren war ich in einem vielgenannten deutschen Badeort; damals war er in einem Hôtel Gehilfe bei dem Portier. In demselben Hôtel wohnte Lady Y, ein Weibsbild der absonderlichsten Art. Sie war reich, schön, schriftstellerte über die geologisch nachweisbare Natur der Noachischen Sündfluth, führte aber dabei ein bis zur öffentlichen Aergerniss ausschweifendes Leben. Sie liess physiko-theologische Abhandlungen sogar während ihres Bade-Sojourns in England drucken und betrieb die Correctur der Proofsheets mit einer Gier wie ein rheinischer Privatdocent. Eines Nachmittags stand ich eben im Stiegenhause desselben Hôtels, als sie mit einem Pack Correctur in der Hand die Treppe herunterkam. Sie wissen das Princip des Self-Help permeirt bei unserer Nation selbst die Damen der höheren Kreise; daher müssen Sie auch gar nicht darüber staunen, dass Lady Y ihre Correcturen in eigenster Person auf die Post tragen wollte. Nun erblickte sie aber neben mir einen riesenhaften Lieutenant von einem Garde-Dragoner. Der Garde-Dragoner verliebte sich in die Lady vom Fleck weg. Das bemerkte Mylady und da sich der unbekannte Lieutenant auf den ersten Anblick doch etwas zu schüchtern benahm, so fiel ihr wohl auch in dieser Angelegenheit das echt englische Princip des Self-Help ein und sie that mit ihren schmachtend-glühenden Augen ihr Möglichstes, dass ihr der Garde-Dragoner nicht verloren gehe. Im Nu ward die Bekanntschaft zwischen Beiden fertig, und die bibelfreundliche Lady, um auch nicht eine Minute ungepflückt zu lassen, übergab dem Portier-Gehilfen Dr. Frommhuber ihre Correcturen, um dieselben mittelst

Lohndiener aufgeben zu lassen. Lady und Garde-Dragoner verschwanden, der Portier-Gehilfe lachte jedoch ganz laut auf. „Was lachen Sie, Herr Frommhuber?“ „Oh Sir, zürnen Sie nicht, dass ich Ihre Aufmerksamkeit auf diese Druckfehler zu lenken wage?“ Da zeigte er mir einige Errata in so manchen geologischen Kunstausdrücken, welche neben dem Kreuzbande auf der Aussenseite der Proofsheets sichtbar waren; — Errata, welche die heissblütige Freundin des Pentateuch's übersehen hatte. „Wissen Sie was, corrigiren Sie diese Errata aus und melden Sie es der honourable Lady, bevor Sie das Packet auf die Post befördern. Was schauen Sie mich so an, thun Sie es nur ganz getrost. Sie sind ein kerngesunder schöner junger Mann und noch ein Geologe dazu, die honourable Lady wird Ihnen dankbar sein. Sie können noch Ihr Glück machen, vielleicht macht Sie die Lady gar zu ihrem scientific Secretary. Der Gedanke mundete dem Portier-Gehilfen ganz vortrefflich, und was ich da nur so scherzend sagte, ging bald in Erfüllung. Wie die Sache verlief, weiss ich nicht, doch in einigen Tagen verliess Lady Y das Hôtel und in ihrer Begleitung auch Dr. Frommhuber als ihr Reisemarschall.

— Mithin ist es Lady Y, unter deren Fittigen Dr. Frommhuber heute seine Lecture zu halten gedenkt?

— Die Lady hat ihn schon längst weggejagt. Sie ward seiner bald überdrüssig. Dennoch verstand er seine Stellung bei ihr eine Zeit lang aufrechtzuerhalten. Er lieferte ihr von jenseits der Lamanche Bedienten und Kutscher von einer gar erstaunlicher Leibesgrösse; nachdem sie aber etliche dieser from

abroad kommenden Bedienten nacheinander bestohlen hatten, so gab sie auch ihrem kundigen Reisemarschall den Reisepass. Das brachte aber nunmehr unsern Frommhuber nicht mehr in Verlegenheit. Er hatte bereits eine hinlängliche Zeit in unserem Lande zugebracht, um sich da unseren National Follies gegenüber auszukennen. Und ist es etwa ein Wunder, dass ein Geologe von einem so gebrechlichen Character sich von nun an inmitten unsrer altenglischen Albernheiten Bahn zu brechen wusste? Sie müssen nur die Augen offen halten, um zu erkennen, wie es da bei uns zugeht. Kommen Sie zu einem Buchhändler, so finden Sie unter den Dutzend literarischen Neuigkeiten sicher zwei, drei Erzeugnisse, — meistens freilich Machwerke, — welche die für einen Engländer schier unerschöpfliche grosse Tagesfrage der Accordanz der Geologie mit der Bibel behandeln oder doch darauf wenigstens im Epilog eingehender Bezug nehmen; kommen Sie in ein Reading Room, so finden Sie kaum eine populäre Zeitschrift, welche nicht irgend einen Aufsatz über dasselbe Thema brächte, — sogar „Farmer's Magazine" hält es für zweckdienlich von Zeit zu Zeit solche Harmonisirungsversuche zum Besten zu geben, um das Gewissen seiner Leser zu beruhigen; machen Sie einen Ausflug mit dem Dampfer nach den Shetlands, so können Sie versichert sein, dass eine unter den bejahrteren Töchtern des ersten besten kinderreichen Familienvaters da auf dem Verdeck sich darüber den Kopf zerbricht, wie dick das Buch sein müsste, welches sie über das Verhältniss der Geologie zu der Schrift herauszugeben gedenkt, um sich dafür, dass ihr selbst bis jetzt kein erwünschtes, vom kirchlichen Segen begleitetes Verhältniss zu

Theil werden konnte, an dem Schicksal glänzendst rächen zu können; — wie oft wurde ich selbst im Eisenbahn-Coupé von mir persönlich ganz fremden Compatrioten durch die Frage erweckt, ob ich die Noachische Sündfluth für universell oder partiell halte? Ja, vor einigen Monaten machte ich eine Excursion zu Fuss in der Richtung von Wimbledon und erblickte die Anzeige an einer Dorfkneipe, dass daselbst ausser „Excellent Stout", „Pale-Ale" und schottische Musik wöchentlch zweimal auch Vorträge über die Uebereinstimmung der Geologie mit der Erzählung des Moses zu geniessen seien!

Sie sehen, unter solchen Umständen ist es kein Wunder, dass ein geologisch geschulter Gaukler, wie dieser Frommhuber, sich eine Erwerbsquelle zu eröffnen vermochte, welche ihn bald in die Lage versetzte, nicht mehr an das tägliche Brod, sondern nur noch an die möglichst bequemen Wege und Mitteln der Bereicherung denken zu dürfen. Er schrieb eine ganze Masse von Büchern, Abhandlungen, Zeitungsartikeln zur Vertheidigung der geologischen Evidenz der Noachischen Sündfluth, sowie über die unwiderlegbare Wahrheit der Genesis theils unter verschiedenen Pseudonymen, theils unter seinem eigenen Namen; man sagt, die beiden neuesten Veröffentlichungen der Lady Y seien eigentlich auch seine Erzeugnisse; ausserdem soll er dem jugendlichen Sohne eines ansehnlichen Baronets und auch einer schönen Miss zur Autorschaft in derselben Richtung verholfen haben. Genug an dem, er hat sich aus unserer National Folly ein ganz nettes Capitälchen geschlagen; und wenn er heute noch über so ein melancholy non sense eine Lecture hält, so sieht er dabei nicht sowohl auf die

etlichen 20—30 £, welche ihm dieselbe einbringen wird, als auf eine Gelegenheit als eine öffentliche Persönlichkeit bei Weitem einträglichere Beziehungen anzuknüpfen.

Bei diesen Worten Wingby's sind wir bei dem Tavern vorgefahren, wo die Lecture stattfinden sollte.

— Welch' eine Menge! Was für eine bunte Gesellschaft! Der Mensch hat Glück. Es ist ein ganz prächtiges Auditorium.

— Einige Typen werde ich Ihnen andeuten. Sehen Sie dort jene erhaben üppige Schönheit in hellblauer Seide und von etwas fremdartigem Wesen. Ich wusste im Voraus, dass sie kommen wird. Es ist eine Künstlerin fünften oder sechsten Ranges, die aber auf dem Felde der mosaischen Geologie eine denkwürdige That vollbracht hat.

— Ein gewaltiges Stück erschreckender Frauenschönheit. Nun hat etwa auch diese Dame ein Buch über die Sündfluth geschrieben?

— So Etwas ist ihr kaum je im Traume eingefallen, sie hat aber der Sache der Short-Chronologers doch einen erheblichen Dienst geleistet. Als vor einigen Jahren der Erzbischof von Canterbury seinen bekannten Declarationsbogen — in Bezug auf die Accordanz der Geologie mit der Bibel — vom Stapel laufen liess und vor Allem die Unterschrift der Königin zu gewinnen suchte, da hat er zwar bei der Königin Victoria, der Freundin Sir Charles Lyell's sein Ziel nicht erreichen können, doch es ist dieser hellblauseidenen Künstlerin gelungen, eine andere, sehr hoch stehende Persönlichkeit anlässlich einer vertraulichen Champagnade so zu betäuben, dass diese sehr hochstehende Persönlichkeit den Bogen sofort unter-

schrieb. Sie ist auch heute zu der Lecture gekommen, weil sie dafür bezahlt wird. — Sehen Sie dort den ehrwürdigen Greis, mit dem weissen Barte und mit dem enormen Stocke? — Der kommt nur her, weil er nicht mehr auf die Fuchsjagd kann. Die Sache ist ihm nur ein Sport. Er ist nahe verwandt zu einem Herzog und gehört selbst zu den Upper Tenthousands. Der Mann hält sich noch jetzt ein förmliches Harem. Andalusierinen, Sicilierinen, Niederländerinen begleiten ihn ganz feierlich auf seinen „wissenschaftlichen“ Ausflügen — abroad; hier zu Hause steckt er sie unter die anständigere Larve von Governesses und Chambermaids. — Sehen Sie dort jene heroische Gestalt mit dem ungeheuren Schnurbart? Das ist ein Captain des indo-britischen Heeres, der sammt seinem Bruder, einem falliten Kaufmann stets allen derartigen Lectures zu assistiren pflegt. Er ist hergekommen, um seiner pietistischen Protectress eine Gefälligkeit zu erweisen. — Sehen Sie diese ältliche dicke Frau in brauner Seide? — Sie ist eine Banker's Witwe mit ungefähr 15,000 £ Renten. Sie ist hergekommen, um ein Abenteuer zu suchen. — Jene Fledermaus-Gestalt in der Ecke, die so sehr an Chaerephon erinnert, ist ein old bachelor, der bei verschiedenen Very Reverends zu schmarotzen pflegt. — Dort ist wieder ein wohlhabender Landlümmel, der durch die Hilfe der Pfaffen Parlamentsmitglied werden will; hinter ihm sitzt ein Kerl, der schon zweimal eingesperrt war, — das erstemal, weil er in einem Eisenbahn-Coupé eine junge Lehrerin attaquirt hat, und das zweitemal, weil er selbst als Helfershelfer einer Consorteria von schlechten Weibern erwiesen wurde, welche in den Coupés auf männliche Solo-Passagiere auf-

lauerten, um dann von diesen unter Androhung falscher Denuntiation wegen Attentat gegen die Sittlichkeit Geld zu erpressen. Sie wissen ja, wie blöd unsere Gesetze in dieser Beziehung noch sind. Nach altengschen Rechts- und Aequitätsbegriffen muss in solchen Fällen der Favor à judice unbedingt und schon à priori dem weiblichen Geschlechte zu Gute kommen. Dieser Missethäter hat dies wohl gewusst, darum hat er sich mit einer Bande von allerlei reizenden Beutelschneiderinen geschäftshalber verbunden; doch ist er nach einer ganz bequemen Praxis von zwei drei Monaten ertappt worden. Jetzt kommt er her, um sich an Dr. Frommhuber's Sündfluth-Theorien zu erbauen. Allem Anscheine führt er da wieder einen Schurkenstreich im Sinn. — — Ah! Ich versteh' es schon. Sein Nachbar conversirt mit ihm demonstrativ gefällig und dieser sein Nachbar ist ein bekannter Erbschleicher, der jetzt sich auf den Frömmling spielt, weil er es auf das Vermögen eines sehr wohlhabenden Short-Chronologers hier in der Umgegend abgesehen hat.

— Wer sind jene stolzen Brünetten dort?

— Die sind gar saubere Damen. Sie bringen den Carneval jedes Jahr in Paris und die Badesaison in Baden-Baden, Wiesbaden oder Ems zu. Hier zu Hause führen sie sich desto scheinheiliger auf. Sie sind, wie ich sehe, hergekommen, weil der junge Mensch dort in jenem närrischen Anzuge zugegen ist. Er ist ein Millionär. Er ist aber, wie ich glaube, hergekommen, weil seine allerneueste Maitresse — eine gar seltene Welsh Beauty — die Nichte eines sehr ehrwürdigen Dean's ist.

— Na, und jene geschmeidigen, bunt gekleideten

jungen Weibsbilder dort, die so herausfordernd mit ihren Nachbarn zwitschern?

— Das sind Stubenmädchen höheren Ranges bei einer Dame, deren hochgestellter Gatte — ein grosser Spieler — stets die Bischöfe anzubetteln pflegt. Ihr Nachbar von der linken Seite ist Stallmeister bei einem seit kürzester Zeit parvenirten Geldmann, dessen berühmt schöne Tochter vor etlichen fünf-sechs Jahren ein junger Parson — der Neffe eines vornehmen Herrn, verführt und dann ganz lucrativ verheirathet hat. — Der andere, der den Stubenmädchen rechts sitzt, ist ein Gastwirth, von dem man munkelt, er vermittele flüchtige Bekanntschaften galanter Natur, so oft Jemand, der sehr hoch in Peerage steht, in diese Gegend einen Jagdausflug macht. Dieser Jemand soll aber eben jetzt mit der Frau einer Notabilität der High Church auf einem ziemlich vertraulichen Fusse stehn.

— Mein Gott! Sie zersetzen das ganze Auditorium des Dr. Frommhuber auf eine Weise, dass dann kaum Etwas auf Rechnung einer selbstlos gemeinten National-Folly noch übrig bleibt.

— Bei Weitem nicht. Das Auditorium zählt nahe an 140—150 Köpfe. Diejenigen, auf welche ich soeben hinzeigte, kenne ich aus der Umgegend ganz genau; darum leuchtet mir wohl auch der Beweggrund ein, welcher diese Leute hieher gezogen. Auch unter den Uebrigen mögen Viele aus irgend einem Interesse hergekommen sein, welches mit einer religiösen Ueberzeugung in keiner unmittelbaren Solidarität stehen dürfte. Ueberhaupt ist es nicht immer die geistige Anziehungskraft, welcher die Leute zu einer Lecture folgen. Doch bin ich gewiss, dass ein grosser Theil die-

ses Auditoriums hauptsächlich aus dem Grunde heute hier erschienen ist, um sich eine Bestärkung im religiösen Glauben oder eine Erquickung gegen seine eigenen wachgewordenen religiösen Scrupeln zu holen. Dort sitzen z. B. zweijunge Mädchen im grauen Reisecostume. Sie sind wahre Engeln. Eine jede hat nahezu 4000 £ jährlich und doch haben Beide ein makellos warmes Herz für die Armen. Ich begegnete denselben unlängst in einer frühen Vormittagsstunde in einer entlegenen Vostadt von London, sie meiden meinen Blick, sie wollen unbemerkt vorbeigehen. Ich war neugierig, was diese holden, unschuldigen Geschöpfe vor mir zu verbergen hatten. Ich sprach sie an — da ich ihre Eltern gut kannte — und da erfuhr ich, dass die Eine einen Topf voll kräftiger Fleischbrühe, die Andere aber ein Evangelium unter den Reisemantel versteckte. Jene ging mit ihrem Topf zu einer verschämt armen Witwe, diese mit ihrem Gospel zu einem armen Blinden, dem sie wöchentlich dreimal stundenlang vorzulesen pflegt, um sein Elend auch auf diese Weise zu lindern. Solchen Wesen verzeihe ich also, dass sie hier sind; es ist die reinste Inbrunst, welche ihre Theilnahme an dieser Lecture beseelt, und ich beuge mich vor einem solchen Gefühl, wenn ich auch bedauern muss, dass sich ein so erhabenes Gefühl innerhalb eines so engen kosmischen Horizontes bewegt. — Gewiss sind auch mehre verehrungswürdige Inbrünstige in dieser Versammlung, denn unsere Nation ist das religiöseste Volk auf Erden.

Unterdessen trat Dr. Frommhuber ein und die Lecture begann.

„Myladies and Gentlemen, — die erfreuliche Theilnahme, welche Sie für unsere Sache durch Ihr ach-

tunggebietendes Erscheinen angedeihen lassen, liefert denkenden Menschen den unabweisbaren Beweis dessen, dass sie wahrhaft getreue Kinder jener Nation sind, welche an Nüchternheit und praktischem Sinn sämmtliche Nationen des Continents so weit überragt. Selbst die gefeiertesten Geister des Continents sind nicht fähig die theoretische Geologie auf eine heilvolle Weise zinsbar zu machen, und wenn sie es auch hie und da rentable zu machen trachten, so erzielen sie damit nur Aergerniss und Verwüstung. Für die Philosophen des Continents ist die theoretische Geologie, wie im Allgemeinen jede theoretische Wissenschaft, ein blosses Schachbrett; sie spielen da das leblose Spiel ihrer unerbittlich trockenen Logik ab, — sowie einst die Platoniker und Aristotelianer, sodann die Nominalisten und Realisten, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Schüler des Geoffroy-Sainte Hilaire und die des Cuvier, heutzutage die Anhänger von Darwin-Haeckel und die des Agassiz, ohne auch jenen Hauch der lebensfähigen Wahrheit zu spüren, welche die erbaulichen Anstrengungen der demüthigen Denker Altenglands beseelt. Nur hier, in diesem freien und glücklichen Inselreich versteht man nicht nur von der angewandten, technischen, sondern auch von der theoretischen Wissenschaft einen wirklichen, handgreiflichen Nutzen zu erzielen. Nur die Getreuen der altenglischen Science vermögen den grässlichen Staar zu beseitigen, der das geistige Auge der neueren Generationen bedeckt; nur Ihre nüchtern emsigen Compatrioten verstehen es, die sonst ganz und gar hirnlähmende Kette der Ursachen mit der unendlichen Weisheit und Güte der grossen Endursache in Verbindung zu bringen. Ja, sie verstehen das, denn sie betrach-

ten und würdigen nicht nur den halben Menschen, den Körper, sondern auch die andere, unvergleichlich edlere Hälfte des Menschen, die unsterbliche Seele desselben. Aus diesem Grunde unterdrücken Sie auch nicht den Glauben, den Sie in ihrem Busen für das Gute nähren, durch solch engbrüstig kleinliche Chablonen, wie man deren auf dem Continent im Bereiche einer jeden theoretischen Disciplin begegnet; nein! die Männer der altenglischen Science fühlen diesen ihren Glauben in das sittlich Gute, in das ganze Weltall sowie in all' die Wunder dieses Weltalls hinein, welche, angefangen von den Organismen der winzigsten Infusorien bis auf die gehirnlähmend grossartigen Bahnen ganzer Stern-Systeme nur von der unvergleichlichen Fürsorge und von dem Erbarmen dieser grossen Endursache Zeugniss ablegen. Und, wenn auch bis auf die allerneuesten Zeiten dieser fromme Eifer der altenglischen Science auf dem Continente entweder nur auf die allerblödeste Weise bespöttelt, oder auch ganz einfach ignorirt wurde: so ist doch, dem Himmel sei Dank, seither eine, wenn auch äusserst leise Rückwirkung eingetreten, deren Merkmale sogar in Deutschland unverkennbar sind. Schon anlässlich der Beerdigung des Alexander von Humboldt hatte der Keim einer solchen Rückwirkung sich bemerkbar zu machen gewusst; freilich hat man im gegnerischen Lager diese ganze, nur allzu beredte Demonstration blos als den Strassenstreich eines angeblich durch die Pfaffen aufgehetzten Pöbels darzustellen versucht; seither haben jedoch in dem vortrefflichen Buche, welches der einstige königlich preussische Unterrichtsminister von Mühler und seine hochgelehrte Gattin veröffentlichten, unsere Gegner eine Antwort erhalten, welche die grösste Trag-

weite verspricht. Oder, ist es etwa nicht ein Zeichen der Zeit, wenn der verdienstvoll ergraute, allgemein hochgeachtete Unterrichtsminister eines wegen seines Reichthums an Forschern und Denkern so sehr gefeierten Staates, wie Preussen, endlich den Muth fassen kann, all' den Legionen continentaler Geologen und Palaeontologen mit der männlichen Erklärung entgegenzutreten, dass die Sache der mosaischen Kosmogonie nicht sowohl neuer Beweise als zäher Kampfgenossen bedarf? Ja, es ist eine Thatsache, es ist ein Ereigniss von hoher Wichtigkeit, dass die ehrwürdige altenglische Science von nun an mehr sich auch auf continentale Verbündete von der Bedeutung eines Von Mühler stützen darf. In der That, Myladies and Gentlemen, — das männliche Auftreten eines so hohen Principiengenossen inmitten der zahlreichsten, gelehrtesten und geschicktesten Gegner unserer erhabenen Sache eröffnet uns die beste Aussicht auf einen baldigen herrlichen Sieg. Einseitigkeit, Befangenheit, Unduldsamkeit: das waren die Waffen unserer continentalen Gegner, nebst ihrer erklecklichen Schriftgelehrtheit, seit jeher. Der Sieg, den wir binnen Kurzem erleben müssen, dieser Sieg wird zugleich dem theuersten Schatze der Menschheit, der wissenschaftlichen Gewissensfreiheit eine glückliche, weil praktischere Weihe sichern."

„Doch wozu berufe ich mich auf fremde Zustände, auf ausländische Errungenschaften? Ein Beispiel sonder Gleichen, ja das einzig richtige, herzerhebende Beipiel ist Altengland für sich selbst. Der Schöpfer hat diese Nation schon reichlich belohnt. Betrachten Sie nur jene krüppelhaft aussehenden Generationen des Continents, welche unter der geistigen Anleitung got-

tesleugnerischer Forscher und Denker wie Häckel und Hartmann heranwachsen! Mögen solche Generationen die Science Altenglands bespötteln, beschwefeln, wie sie können! Die reiche Fülle der blühenden Kraft und Gesundheit, welche sich über die Generation Altenglands zum Staunen aller Völker der Erde stets mächtiger ergiesset, ist jenen krüppelhaften continentalen Generationen gegenüber von vernichtender Beweiskraft. Ah! welch' eine überfluthende Gnade der Vorsehung!"

Hiemit brachte Dr. Frommhuber seine unverschämte Einleitung zum Abschluss, nicht ohne einen stechend warmen Seitenblick auf die dritthalbzentnerschwere Bankerswitwe zu wagen und zwar gerade bei den Worten, wo er die „reiche Fülle der blühenden Kraft und Gesundheit" so sehr betonte.

Die dritthalbzentnerschwere Bankerswitve antwortete mit einem anständig praktischen Seufzer; die Zuhörerschaft schien grösstentheils eine erwartungsvolle Stille zu beobachten; nur die Gruppe des Stubenmädchens versuchte etliche recht plump ausgefallene Beifallsbezeugungen; ein blonder junger Mann mit grauen Augengläsern murrte vor sich hin; Wingby lachte ungenirt ganz laut auf.

„Nun zur Sache." Sagte selbstvergnügt unser Lecturer, und streichelte sich seinen gestriegelten Lockenschopf in einer Weise, welche verrieth, dass er mit seinem bisherigen Erfolg — wenigstens bei der dritthalbzentnerschweren Bankerswitwe gar nicht unzufrieden ist. „Betrachten wir nun mit einer Objectivität, wie es dieser Sache geziemt, die Endergebnisse welche uns in der verhängnisvollen Frage der Sündfluth das allerneueste Niveau der descriptiven Geologie darbietet." Hier fing nun der Lecturer an seine ge-

legenheitliche Theorie mit dem Apopthegm einzuleiten, dass die aufgeklärten und getreuen Anhänger der mosaischen Geogonie heutzutage nicht mehr an die längst überwundenen Hypothesen eines Hooke, Woodward oder Whiston anknüpfen dürfen; ja selbst die Ansichten eines so modernen Forschers wie Buckland seien nunmehr für veraltet und unbrauchbar zu erachten. Der Kern seiner gelegenheitlichen Theorie culminirte in der Behauptung, dass die noachische Sündfluth unwiderlegbare Spuren ihrer transitorischen Natur in einer gewissen, bis jetzt namenlosen, ausserordentlich dünnen Schicht hinterlassen habe, welche zwischen der „Angular Flint-Drift“ des Sir Roderick Murchison und der „Warp-Drift“ liege. Diese Schicht sei allerdings ausserordentlich dünn, fast so dünn, wie eine sehr schwache „Coal-Seam“: doch sei dieselbe bis jetzt überall vorgefunden worden, unter sämmtlichen Himmelstrichen der Erde, „wohin nur des Geologen Auge eindringen konnte.“ Und eben dieser Umstand sei die kräftigste Widerlegung derjenigen „befangenen, durch Voreingenommenheit geblendeten Geologen“, welche „in ihrem frevelnden Wahne“ die „unter dem freien und kerngesunden Himmel Albions nie alternde, offene Tagesfrage der Universalität oder Partialität der noachischen Sündfluth als etwas Unwissenschaftliches mit einem rasenden Blödsinn von Selbstüberhebung von sich weisen zu dürfen glauben.“ Der Epilog enthielt eine Apotheose auf die „erbaulichen Reize“ altenglischer Frauen. „Einer ihrer bekannten Denker, mit dem ich freilich nur äusserst selten auf einer und derselben Meinung zu stehen pflegte, der seines frühzeitigen Todes wegen allgemein bejammerte Thomas Buckle hatte einmal eine sehr treffende Bemerkung

gemacht. Er meinte, die Denkart der Frauen befolge ihrer angeborenen Natur nach, wenn auch ganz unbewusst, stets eine überwiegend deductive Methode; die der Männer neige sich hingegen derjenigen Methode zu, welche wir eine inductive nennen. So ist es. Eine gar grossartige Aufgabe harrt des weiblichen Geschlechts in der Zukunft der forschenden und denkenden Menschheit. Sie können, ehrenwerthe Damen Altenglands! eine glänzende Mission erfüllen. Auch bis jetzt haben Sie der glorreichen Sache der mosaischen Geogonie bei Weitem erheblichere Dienste geleistet als sämmtliche Naturforscher des Continents. Setzen Sie nun ihr erhabenes Werk weiter fort, und Sein Segen wird nicht ausbleiben.“ — Der Applaus, den jene von Wingby näher bezeichneten Hörerinen und Hörer bei diesen letzten Worten des Lecturer's in die Scene setzten, ist gar nicht zu beschreiben. Die Mehrheit des Auditoriums verhielt sich so ziemlich ruhig; eine nachdenkend wohlwollende Neutralität schien fast bei sämmtlichen qualifizirten Damen und Herrn die vorherrschende Empfindung zu sein: doch verliehen die tobenden Cheers jener einpeitscherischen Minderheit dem Lecture-Room ein Aussehen, als ob der Triumph des Dr. Frommhuber nichts mehr zu wünschen übrig gelassen hätte.

Plötzlich erhob sich der blonde Gentleman mit den grauen Augengläsern neben meiner und begann mit einer bei Engländern seltenen erzvollen Stimme:

— Ich protestire im Namen der englischen Science gegen die Behauptungen, welche der Mr. Lecturer — —

— A shame! Shame! Shame! riefen zu ihm die Einpeitscherinen und Einpeitscher. Es entstand ein

wahres Zetergeschrei, welches meinen Wingby zuerst äusserst zu ergötzen schien, nachdem aber die Mehrheit, welche für die Person des Lecturers nicht engagirt war, dem marktschreierischen Rasen jener so sehr solidarischen Minderheit keine Schranken zu setzen vermochte oder wünschte, ja, der arme blonde Gentleman mit den grauen Augengläsern sich sogar nach etlichen wiederholten vergeblichen Versuchen förmlich genöthigt sah, seinen Protest aufzugeben und sich ganz erbittert niederzusetzen: da sagte mir Wingby, er hätte grosse Lust sich aus dem Staube zu machen, denn er schäme sich ordentlich, dass in seinem Vaterlande heutzutage solche Dinge noch möglich seien.

In dem Augenblick, wo der Lärm sich etwas zu setzen schien und jene Fledermaus von einem Chaerephon-Master of Arts, unter ermuthigenden Zurufen der solidarischen Minderheit seinen Antrag auf Danksagung zu Gunsten des Lecturers, einzuleiten begann, packte mich Wingby bei meinem Arm, winkte zugleich dem graubeglasten blonden Gentleman und wir verschwanden glücklich durch eine Seitenthüre. Wir stiegen eilends in den Wagen Wingby's, der mit uns gegen die nächste Eisenbahnstation dahinrollte.

— Mr. Lartey.

— Mr. Dorkingham.

— Ich bedaure, dass ich Ihre Einwendungen nicht hören konnte. Es wäre doch an der Zeit, dass Männer der Wissenschaft den Leuten dieser Sorte die Augen zu öffnen sich nicht sträuben möchten. Wie viel Zeit, wie viel Arbeit, wie viel Geist, wie viel edles Gefühl fällt da dieser National Folly noch immer zum Opfer!

— Alles umsonst, unterbrach Wingby, diese Leute

lassen sich nicht aufklären. Die meisten sind den Vernunftgründen schon aus dem Grunde nicht zugänglich, weil sie keine hinreichenden wissenschaftlichen Kenntnisse besitzen.

— Aber ich wollte ja meine Worte nicht an Diese adressiren, bemerkte Mr. Dorkingham recht ungeduldig. Es gibt nämlich unter unseren Moses-freundlichen englischen Physico-Theologen Einige, welche, wie man in Deutschland sagen würde, ganz tüchtige Geognosten sind. Solchen hätte ich meine Gegengründe ganz gerne entgegengebracht; ich bin überzeugt, dass darauf nichts Wissenschaftliches hätte erwidert werden können.

— Wissen Sie was, Dorkingham, halten Sie jetzt vor uns den Vortrag ab, welchen Sie im Lecture-Room zum Besten geben wollten. Es wird gewiss sehr lehrreich sein; wir haben ungefähr noch eine halbe Stunde, bevor wir im Gasthof ankommen.

— Ich will die Sache möglichst kurz fassen. Es ist ein Unding die Accordanz der Bibel mit den Errungenschaften der modernen Geologie beweisen zu wollen: denn es ist da ein negatives Princip, welches einer solchen Beweisführung à priori im Wege steht, das chronologische Moment. Was nützt es Ihnen eine Schicht mühseligst ausgespäht zu haben, von welcher man auch mit einer Plausibilität behaupten dürfte, dass dieselbe Spuren einer solchen transitorischen Umwälzung, wie die angebliche noachische Sündfluth gewesen sein soll, an sich trage und dabei unter sämmtlichen Himmelstrichen verbreitet sei? Eine derartige und doch allgemein verbreitete Schicht existirt nicht. Dr. Frommhuber hat ganz einfach gelogen. Das wird ihm ein jeder Fachmann ins Gesicht sagen. Gesetzt aber auch

den Fall, dass eine solche Schicht existiren würde, was würde das Vorhandensein einer solchen Schicht Ihnen beweisen, gegenüber den aegyptischen Denkmälern und den Postulaten der Moses-freundlichen Zeitrechnung? Eine Accordanz der Bibel mit der Geologie dürfte nur dann erzielt werden können, falls die Corollarien der biblisch-chronologischen Lehre von der Sündfluth nicht schon an dem Alterthum der aegyptischen Denkmäler einen Schiffbruch erleiden müssten. Was auch offene oder verschleierte Kämpen der mosaischen Geogonie — wie z. B. Mr. Reginald Poole — über die Gleichzeitigkeit dieser oder jener manethonischen Dynastien sagen mögen, so stand in Aegypten die Astronomie dennoch schon im vierten Jahrtausende v. Chr. auf einer so hohen Stufe, dass das feste Jahr, wie Sie auf den Denkmälern des Ramesseums erblicken, fixirt werden konnte. Ich erwähne nämlich nur diese Thatsache, um von den Menschenraçen und Hunderaçen, gar nicht zu sprechen, welche auf Denkmälern der III. Dynastie so scharf in ihrer Eigenart verewigt wurden, wie dieselben eben heutzutage von einander verschieden sind. Ich will auf diesen letzteren Umstand nicht reflectiren, weil ich meine Argumentation mit keiner Thatsache aetiologisch verbinden will, gegen deren chronologischen Werth von Seiten der Kämpen der angeblichen Gleichzeitigkeit so mancher manethonischen Dynastien ein Bedenken erhoben könnte. Ich weise einzig und allein auf die Thatsache hin, dass jene Fixirung des festen Jahres durch die aegyptischen Priester astronomisch einem Zeitpunkte nachgewiesen zu werden vermag, dem gegenüber jede Epoche einer Sündfluth, wie diese im Pentateuch geschildert wird, und zwar die Computation der Sep-

tuagint Version nicht minder als die des Samaritan-Codex, sich als lächerlich erweist. Ich will Sie nicht dazu einladen, dass Sie mit mir ausrechnen, wie viel Jahrtausende die Ablagerung einer Schicht, wie die Angular Flint Drift oder die Warp Drift erfordert; auch will ich Sie nicht einladen mit mir auszurechnen, wie viel Jahrtausende es von Nöthen hat, bis eine Fauna oder eine Flora jene Veränderungen durchmacht, welche von der Ablagerung der Angular Flint Drift oder der Warp Drift an, bis auf die recenten Gebilden nachgewiesen worden sind; ich will auf Argumente dieser Natur verzichten, weil dieselben kein mathematisches Element nothwendigerweise involviren: ich will nur an jenem schlagenden, unwiderlegbaren Beweise festhalten, den das hohe Alterthum aegyptischer Astronomie liefert, und stelle die Frage, was glauben denn diese Leute, die da uns noch immer mit ihrem Geschwätze über die Möglichkeit der Universalität der biblischen Sündfluth belästigen, was glauben denn diese Leute, wie viel Jahrtausende es von Nöthen hatte, bis eine Cultur, wie die aegyptische, sich auf den Höhegrad emporzuarbeiten vermag, dass sie das feste Jahr mit einer solchen Präcision, wie dies die aegyptischen Priester gethan, zu fixiren im Stande war?

Will man dagegen einen anderen Weg einschlagen, und vor der angeblichen Universalität der noachischen Sündfluth praescindirend, dieselbe mit den Erscheinungen der Eiszeit, etwa auf Grundlage der Adhemar'schen Hypothese in Verbindung bringen, so hat das vom physico-theologischen Standpunkte betrachtet gar keinen Sinn. Den Moses-freundlichen Grüblern darf nur ein Ziel vorschweben: der seinsollende geologische Beweis für die Richtigkeit der

Einschränkung der Vergangenheit der gesammten Menschenraçen innerhalb etlicher weniger Jahrtausende — d. h. 4000 oder höchstens 6—7000 Jahre v. Chr: jede Beweisführung, welche nicht zu diesem Ziele führt, muss von ihnen schon von Vorneherein verpönt werden. Ich habe meinerseits solche Männer wie den Bischof Colenso, aufrichtig gerne; solche Männer leisten gar Erhebliches zur Aufklärung gottesfürchtiger Seelen über die wahre Natur der Bibel; sie verbreiten die Herrschaft einer wahrhaft religiösen Demuth, indem sie die Gottheit von Schritt zu Schritt an der Hand der täglich vorschreitenden Naturwissenschaften lieben lehren: doch mit einem Bischof Colenso zu halten, der sogar in der Darwin'schen Lehre keine Gefahr für die geoffenbarte Religion erblickt, heisst, nach meiner Ansicht, an sich jedwede ernsthafte Parteinahme für die mosaische Geologie aufgeben.

— Sie haben vollkommen Recht; das muss auch dieser Frommhuber ganz genau wissen, wenn er, wie Sie sagen, ein geschulter Geologe ist. Aber er ist ein Schurke durch und durch. Haben Sie nicht gelacht, als er in seiner Deluge-Lecture auch den Namen Humboldt's miteinbezog und den Scandal bei seiner Leichenfeier zu Gunsten der Authorität der anglikanischen Kirche auszunützen suchte?

— Aufrichtig gesagt, mir ist dabei ganz was Anderes eingefallen.

— Etwa die englische Uebersetzung des „Kosmos" von M. Otté oder gar die von Lieut.-General Sabine? Diese Leute haben das Werk des deutschen Naturforschers förmlich gefälscht; um die Moses-freundliche Gesinnung der conservativen Leserwelt Altenglands nicht zu verletzen, hat Mr. Otté einen ganzen

Abschnitt verdreht, der tapfere Lieut.-General jedoch hat denselben Abschnitt ganz weggelassen. Gewiss eine viel ärgere Beschämung für die englische Science als das Kothwerfen des Berliner Strassenpöbels für die deutsche Wissenschaft und Volkserziehung.

— Ich erinnere mich an diese Heldenthaten unseres Conservativismus: zweifellos sind selbe äusserst geeignet, den Begriff jener althergebrachten „Liberties“ zu klären, für welche unser Disy bei jedem Bankett so eifrig einzutreten pflegt. Doch der grösste Scandal in meinen Augen ist die Thatsache, dass Humboldt selbst als Verfasser in jene Verhunzung seines Werkes eingewilligt hatte.

— Was hat ihn dazu bewegen können? Sein Beweggrund war doch kein pietistischer.

— Durchaus nicht, sondern nur ein ökonomistischer. Ja, der alte Herr war allerdings eine Zierde der deutschen Wissenschaft: allein seine menschlichen Schwächen waren von zu schreiender Art, um der europäischen Culturgeschichte vorenthalten werden zu können.

— Auch ich zolle eine grosse Verehrung seinem Andenken: doch war er nie mein Abgott gewesen. In der Theorie die unbedingte Massenherrschaft als einzig und allein seligmachend zu verkünden und dabei doch Jahrzente hindurch all' die junkerlichen Orgien der christlich-germanischen Staatsromantik mit seinem weltberühmten Namen — in der Eigenschaft eines „ersten Kammerherrn“ — zu decken: das schien mir stets eine gar sonderbare politische Ethik zu verrathen.

— Ich gehe noch weiter und behaupte entschieden, dass Humboldt trotz seiner grossartigen wissen-

schaftlichen Verdienste, weder seinen Weltruf, noch seinen wissenschaftlichen Einfluss je zu erringen vermocht hätte, wenn ihm nicht von Haus aus jene hohe sociale Stellung zu Theil geworden wäre, gegen deren fortschrittslähmende Rückwirkung in Bezug auf die Wissenschaft der Geologe Mohr sich mit Recht beklagt. Zweifellos gab es eine ganze Reihe von epochalen Grössen deutscher Wissenschaft unter den Zeitgenossen Humboldts, welche als Forscher und Denker in ihrem betreffenden Fache, wie auch in ihrer allgemeinen Bedeutung für menschliches Wissen viel höher standen als Dieser. Warum sind nun jene nicht zu einem so mächtigen Namen, zu einem so gewaltigen Einflusse gelangt? Sie wurden nie zu ersten Kammerherrn bei dem Fürsten des gelehrtesten Grossstaats. Und warum ist es eben nur dem Verfasser des „Kosmos“, unter so vielen Hunderten von wissenschaftlichen Choregen gelungen, die Stelle eines ersten Kammerherrn bei dem Fürsten des gelehrtesten Grossstaats zu erklimmen? Die Antwort auf diese Frage lautet für die Sache der Wissenschaft nichts weniger als trostreich. Die Familie von Humboldt genoss von altersher einen erklecklichen Grad von Hofgunst; sind ja dem Verfasser des „Kosmos“ selbst schon in seiner Wiege als Pathen Prinzen von Geblüt zur Taufe gestanden. Allerdings besass Alexander von Humboldt in seinem staunenswerth vielseitig, und dabei doch gründlich geschulten Geiste einen inneren Werth, welcher über jede Hofgunst erhaben war; auch waren die Verdienste, welche er der Wissenschaft geleistet, im hohen Grade bedeutungsvoll: doch war der Humboldt, dessen Authorität sich über ein halbes Jahrhundert hinaus auf einem so hohen Piedestal gegenüber den

tongebenden Kreisen der europäischen Gesellschaft zu erhalten wusste, alles eher, nur nicht ein Selfmade-man.

— Selfmade-man, You say. Ich glaube, der Entwicklungsgang des europäischen Staats- und Culturlebens hat bis jetzt in den meisten Staaten nur noch solche Phasen durchzumachen vermocht, welche sich einem Heranwachsen von Selfmade-men äusserst selten günstig erwiesen haben durften. Es ist beinahe ein Sprichwort geworden, unseren Canning einen Selfmade-man zu nennen: und doch, was wäre aus diesem unseren gefeierten Canning geworden, wenn er nicht zur Mutter eine Schauspielerin gehabt hätte, welcher einst kein Geringerer als der allmächtige Pitt den Hof machte! Ich habe einen Freund, der ein recht jovialer Bursche und dabei ein ausserordentlich verschmitzter Tourist ist. Freund Hepworth bereiste einmal sämmtliche europaeische Staaten um an Ort und Stelle in Erfahrung zu bringen, wie viel Procent die Selfmade-men unter den Ministern der verschiedenen Staaten eigentlich repraesentiren? Das Ergebniss seiner Erkundigungen war, wie er es mittheilte, geradezu verblüffend. Sogar in sehr vorgeschrittenen Staaten seien wirkliche Selfmade-men in höchst spärlicher Anzahl anzutreffen. Ihre sociale Stellung, d. h. genealogische Position, oder doch genealogische Verbindungen, Reichthum, oder doch Interessen-Solidarität mit Besitzern von grossen Reichthümern seien die Hebeln der politischen Elevation der meisten Minister in den meisten europäischen Staaten gewesen. Ehedem war man noch viel ärger daran; nebst den Glücklichen der Geburt und des Reichthums waren in den meisten Staaten nur noch entweder solche Minister möglich, welche

eine schöne Frau, schöne Töchter, schöne Schwägerinen oder Cousinen hatten, oder Solche, welche selbst bemerkenswerthe Courmacher waren. Verdienste solider, gemeinnütziger Natur wurden kaum je berücksichtigt; geistige Begabung nur dann, wenn dieselbe sich zu einer Schergen- oder Kammerdienerrolle erniedrigte. Klerikale Protection und Popularität vermochten, ausser Geburt, Reichthum, Galanterie, Schergendienste, Kammerdienste hie und da noch Talente zu befördern: so geschah es, dass man von eigentlichen Self-made-men in einem edleren Sinne des Wortes in früheren Zeiten nur in äusserst seltenen Fällen reden konnte. Heutzutage steht es bedeutend besser: doch gibt es noch in gar vielen europaeischen Staaten Dinge, von denen mir Freund Hepworth berichtet hat, und welche sich gar nicht erzählen lassen.

— Sehen Sie, der Fortschritt der europaeischen Menschheit ist also nicht abzuleugnen. Der Umstand, den Sie soeben betonten, indem Sie auf eine stets wachsende Anzahl von Self-made-men in den Minister-Fauteuils hinwiesen, diese Thatsache ist der sicherste Beweis hiefür.

— Ich bin ebenfalls dieser Ansicht; nur schreitet diese Besserung staatlicher Zustände äusserst langsam voran. Dessen ungeachtet lassen sich analoge Erscheinungen auch in unserem europaeischen Culturleben wahrnehmen. Selbst Gervinus darf in Bezug auf den materiellen Erfolg seiner Werke, und da dieser auf die Bedingungen einer bestmöglichen Entfaltung der eigenen geistigen Arbeitskraft zweifellos stets eine verhängnissvolle Rückwirkung zu äussern pflegt, sogar in Bezug auf seine geistigen Leistungen, nichts weniger als ein vollkommener Selfmade-man betrachtet

werden. Seine Bücher fanden erst eine ernstere Verbreitung, nachdem er die Tochter eines gewaltigen Buchhändlers geheirathet hatte.

Als diese Worte gesprochen wurden, befanden wir uns schon in dem Eating-Room eines Hotels, auf dessen Glanz die Bewohner einer norfolkischen Kleinstadt ganz erpicht zu sein pflegen.

— Sie mögen Recht haben; was glauben Sie, passt etwa der Ausdruck Selfmade-man auf unseren Schwindler Frommhuber?

— Sie scherzen. Doch, was sehen meine Augen! Er ist ja dort. Ah, schauen Sie nur hin, die Bankerswitwe sitzt neben ihm, da beim dritten Tisch. Wie salbungsvoll sie sich benehmen!

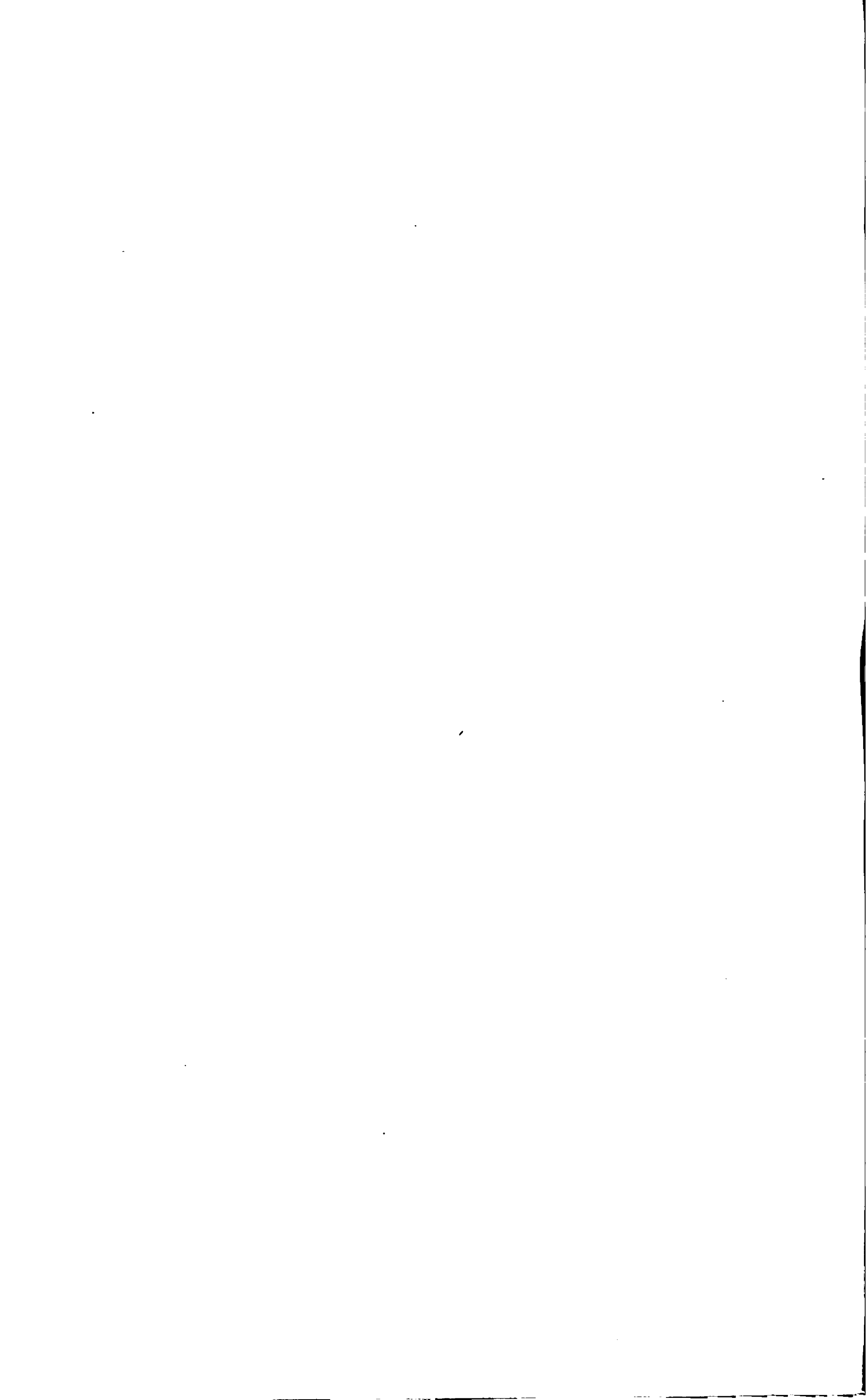
— Mir scheint, die Bankerswitwe hat bessere Pferde; wir sind viel früher aufgebrochen und doch waren sie eher hier als wir. — Ah, da ist auch der riesenhafte Rittmeister sammt seinem Bart — Sehen Sie nur, was da zugeht.

— Der Captain macht Bewegungen, als wollte er zur Bankerswitwe. In der That ist da noch ein Sitz neben unserem Doctor. Wahrscheinlich will er ihn mit seiner neuerworbenen Beschirmerin bekannt machen.

— Sie haben es errathen. Er geht ihm schon entgegen.

Mit strahlender Miene stellte unser Lecturer der Moses-freundlich geologisirenden Dame den gelegentlichen Principiengenossen und Riesen vor.

Der riesenhafte Indobrite verbeugte sich zwar recht linkisch, aber demuthsvoll. Und die dritthalbzentnerschwere Bankerswitwe lächelte gar so absonderlich. —



III.

Die Handbibliothek eines aufgeklärten Junkers.



— Also Ihr Onkel liebt die Freiheit von Herzen, verpönt aber die Gleichheit?

— Das thut er; doch ist er recht gastfreundlich; kommen Sie nur mit mir. Sie werden sehen, wie er sich freuen wird.

Der leutselige Herr, der mich zu seinem Onkel einlud, war ein norddeutscher Gutsbesitzer, ein aufrichtiger Freund des Fortschritts und war einst mein Commilitone an einer berühmten deutschen Hochschule. Ich nahm seine Einladung an, und wir fuhren von der nächsten Station der Frankfurter Bahn erwartungsvoll auf Onkels Landgut.

Als wir da ankamen, stand der Onkel mit seinem siebenjährigen Sohne und einer verschmitzten kalten Schönheit neben dem Aquarium vor seinem uralt gräflichen Lustschlosse.

Er hatte soeben einen jungen Hecht losgelassen unter die funkelnd bunten Fischlein.

Der Hecht riss nach rechts, nach links, nach allen Seiten und machte unter den zahmen Fischlein ganz ausserordentliche Verheerungen.

Der uralt gräfliche Onkel ergötzte sich an dem Schauspiel ganz wonnevoll; er winkte seinen gallonirten Bedienten und diese sprangen sogleich her-

bei, — der eine mit einem zweiten Hecht, der andere mit einem gar raffinirten Branntwein.

Der Onkel trank, die Dame trank und auf des Vaters Geheiss trank auch das siebenjährige Knäblein.

Der zweite Hecht ward auch hineingelassen und die fahlen Augen des uralt gräflichen Onkels überliefen vou unverfälschten Freudenthränen: denn die beiden Hechte verstanden es, sich die Sache ganz klug einzurichten; sie jagten nur ihrer Beute nach, ohne einander in den Weg zu treten.

Die verschmitzt kalte Schönheit fing an aufzuwärmen, und das siebenjährige gräfliche Knäblein sprang in die Höhe und hieb mit seiner Lieblingspeitsche an den steinernen Saum des Aquariums mit einem wahrhaften Heldensinn.

Da näherte sich ein alter blinder Bettler, geführt von einem hinkenden Mädchen -- —

Hopp! sprang ihnen das siebenjährige gräfliche Knäblein entgegen, um mit seiner Lieblingspeitsche dem hinkenden Mädchen und dem alten blinden Bettler möglichst „chic“ und tüchtig in's Gesicht zu hauen —

Mit harter Mühe gelang es dem norddeutschen Gutsbesitzer, seinen siebenjährigen Neffen zurückzubringen —

— Ich werde Ihnen die Anlagen zeigen — sagte zu mir der uralt-moderne Burgherr — meine Familie pflegt die Morgenstunden im Freien zuzubringeu; ich werde Sie da gleich vorstellen.

Wir gingen in den Garten hinunter und fanden auch glücklich seine Familie unter folgenden herzerquickenden Umständen. Die Frau des Burgherrn besichtigte soeben mit ihrer neunzehnjährigen Tochter

die Hengste des Marstalls in Begleitung von zwei enormen Gardeoffizieren.

Die beiden jüngeren Töchter übten sich im Taubenschiessen unter Anleitung eines feschen krummschnabeligen Jägergesellen.

Der zweitälteste Sohn, — ein Knabe von kaum 15 Jahren — benützte den Rutschberg mit der busenreichen Bonne der abwesenden verheiratheten Tochter der Burgfrau, ungefähr 20—25 Schritt von dem Lindenbaum, unter dessen Schatten die vierjährige Enkelin sich mit einer Stecknadel an dem angebundenen Körper eines halberwürgten Zaunkönigs ganz prächtig zu unterhalten schien.

Ein dritter Sohn des Burgherrn — ein Knabe von 11—12 Jahren — stand in der Mitte eines offenen, sonst aber ordentlich ummauerten Kinder-Circus sammt seinem eigenen livrirten Bedienten und frohlockte über das Schauspiel, welches ihm da sein freiheitsliebender und gleichheitsfeindlicher Vater bereiten liess. Es waren da nämlich zwei ausgehungerte Bulldogs allermodernster Zuchtwahl aufgestellt und auf ein Signal wurden aus einem Sacke Kaninchen herausgeschüttelt. Man kann sich vorstellen, mit welch' einem Grade von Kriegstüchtigkeit die beiden ausgehungerten Bulldogs ihre „Arbeit“ zu verrichten verstanden haben.

Die älteste Tochter, eine gar stolze Schönheit von ungefähr 21—22 Jahren, kam soeben von dem botanisirenden Ausfluge zurück, den sie — wie gewöhnlich — in der Begleitung des ganz tadellos belockten und parfümirten jugendlich robusten Hauskaplans in die benachbarten Waldungen unternommen hatte.

Auch der älteste Sohn erschien bald auf seinen funkelnden Rappen — ein blühender junger Mann von 25 Jahren. Er brachte eine ganze Familie mit, einen ältlichen Gymnasiallehrer, dessen kränkliche, schmerzlich hustende Gemalin und deren ganz und gar bescheidenes 9—10jähriges Söhnlein. Der junge Graf betrieb den Sport nicht minder eifrig als seine Brüder und Schwester; nur ging seine sportale Ambition weit über Haustauben, todte Zaunkönige und Kaninchen; er jagte auf ein feineres Wild; er jagte auf seine Mitmenschen, die keine Ahnen hatten, und zwar meist mit den Waffen der junkerlichen Spöttelei und Verleumdung, — hie und da wohl auch nur mit seinem wuchtigen Spazierstock oder mit seiner maskirt drahtenen Reitgerte. Er konnte diese seine Leidenschaft völlig unbehindert ausüben, denn er verstand sich ganz meisterhaft auf's Ränkespinnen und war der geheime Günstling verschiedener sehr hochgestellter Damen. Auch er führte stets die Freiheit im Munde, wie sein Vater, und spielte den überaus zuvorkommenden, leutseligen Menschenfreund mit ziemlichem Erfolg. Er schloss sich ostentativ der liberalen Partei an, schlich sich in das intimste Vertrauen derselben ein, erspähte die schwachen Seiten der begabtesten und geachtetsten Emporkömmlinge und sonstiger rangloser Notabilitäten derselben — um nur dieselben an seine conservativen Verbindungen, theils unmittelbar, theils mittelst Frauenbekanntschaften in tausendfach vergrösserter Form preiszugeben. Insbesondere liebte er in den Hofkreisen völlig aus der Luft gegriffene Lügen und Verleumdungen über Politiker und Schriftsteller auszustreuen, die auch mittelbar nicht die entfernsten Anknüpfungen mit den Hofkreisen haben

konnten. Hatte er diese Lügen einmal angebracht: so liess er durch anderweitige Standesdamen, deren Verbindungen mit dem Hofe allbekannt, und bei der eigenen Partei nicht mit dem leisesten Argwohne angesehen zu werden pflegten, gelegentlich die angeblich allervertraulichsten Hofgerüchte auch ganz ervtraulich an den Mann bringen: „der Monarch halte diesen oder jenen Abgeordneten für einen Taschendieb“ „die allerhöchste Frau könne diesen oder jenen Minister-Canditaten nicht ausstehen“; u. s. w. — Hierin bestand der allerliebste Sport des ältesten Sohnes unseres uralt-modernen Burgherrn. Er wusste wohl, dass er diesen Sport, so weit die durch ein kastenartig exclusives Hofleben beschirmte, geschichtlich entwickelte ständische Gliederung des Staatsbürgerthums reicht, heutzutage noch völlig ungestraft betreiben dürfe. Ein tüchtiger Fechter und Schütze, würde er, wenn ertappt, sicher mit seiner völligen ahnenreichen Ritterlichkeit zur Rede gestanden sein: doch wenn er auch trotz seiner Jugend schon ein Dutzend Duelle ausgefochten, so geschah dies lediglich in galanten Angelegenheiten. Auf diesem Boden traf er stets auf Gegner, welche ihm, dem Sprossen eines so glanzvoll uralten Geschlechts, stets ebenbürtig waren. Auf dem Felde der junkerlichen Spöttelei und Verleumdung standen ihm — Dank der Cavalier-Solidarität innerhalb sämmtlicher Parteien — in der Regel nur Roturiers gegenüber, mit welchen er sich zu schlagen — trotz seiner zur Schau getragenen Freisinnigkeit — ganz und gar verschmäht hatte. Nur zwei solche Roturiers hatten ihn auf seinen infamen Schurkenstreichen ertappt. Beide hatten ihn auch gefordert, denn Beide waren von der Ueberzeugung durchdrungen, dass auf

Grundlage der ererbten monarchischen Rechtsordnung der ganze sittliche Ernst des Deutschthums noch immer nicht in der Lage wäre, sich eine Genugthuung für eine solche Rechtskränkung auf rechtlichem Wege zu verschaffen. Er wusste jedoch seinen junkerlichen Standpunkt auch diesen beiden ahnenlosen Herausforderern gegenüber aufrecht zu erhalten: von dem Einen sprengte er noch zur rechten Zeit in sehr einflussreichen Kreisen das Gerücht aus, derselbe sei in eine noch latente Wechselfälschungs-Affaire verwickelt; von dem Andern liess er durch die Dienstleute und Agenten seiner sehr hochgestellten Gönnerin in aller Stille die Lüge verbreiten, derselbe leide an fatalen chronischen Wahnsinns-Anfällen. — Das Duell kam nicht zu Stande, und als die beiden ranglosen Verleumdeten endlich gegen ihn den Schutz der Gerichte in Anspruch zu nehmen sich entschlossen: da erschien in dem gediegensten liberalen Blatte des betreffenden Gerichtssprengels die verblüffende Notiz, dass unseren jungen Grafen der Prinz von Geblüt X auf eine Parforce-Jagd in seinem eigenen Hofwagen mitgenommen und dass den Tag darauf die Prinzessin Y den Ball mit demselben, unseren jungen Grafen zu eröffnen geruht habe.

Dass von dem Hintergrunde der Sache weder die Prinzessin, noch der Prinz etwas wussten, versteht sich von selbst; dass auch unter solchen Umständen der Rechtsschutz, den sich die beiden ranglosen Verleumdeten soeben zu holen im Begriff waren, doch zu Wasser werden musste: dies wird wohl einem Jeden einleuchten, der nicht vergisst, dass der sittliche Ernst in so manchen constitutionellen Monar

chien Europas heutzutage noch so ziemlich scharf ausgeprägte Gränzen habe.

Das war die Familie unseres freiheitliebenden Burgherrn.

Allsogleich nach der Ankunft des ältesten Sohnes zog man in die Veste. Voran die Damen des Hauses mit der Professors-Gattin, sodann die verschmitzte kalte Schönheit mit dem ältesten Sohne des Burgherrn; zuletzt wir, der Professor und ich in Begleitung des norddeutschen Gutsbesitzers. Dieser mein allerliebster Freund und Ehrenmann hatte wieder eine harte Szene auszustehen. Als nämlich der Burgherr das bescheidene Söhnlein des Gymnasial-Professors seinem eigenen jüngsten gräflichen Sohne entgegenführte, so starrte dieser, in dem Augenblicke, wo er ihn, den Fremdling erblickte, — in vollkommener, wenn auch freilich unbewusster Congruenz mit der Darwin'schen Lehre, diesen mit gerunzelter Stirne und beissenden Augen an, ganz wie ein überraschter echter junger Schakal.

Man führte uns in die Bibliothek des Burgherrn.

Es war ein Prachtsaal, angefüllt mit den werthvollsten Erzeugnissen sämmtlicher Culturvölker der Erde.

— Ich vermuthe, dass in diesem Saale die Werke Stahl's oder doch jene von Konstantin Frantz in einem prächtigen Einbande einen hervorragenden Ehrenplatz einnehmen dürften.

— Sie irren. — Mein Onkel ist ein zu raffinirter, oder wenn Sie wollen, ein zu aufgeklärter Junker, um solche Geister, welche mit der Thür in's Haus fallen, nicht in einen Schlupfwinkel zu verbannen, wo man selbe gar nicht bemerkt. Erst vor Kurzem hat er sich ja vor einem Fortschrittsmann dahin

geäussert, dass Staatsweise von der Sorte eines de Maistre, Haller, Stahl, Vollgraf und Konstantin Frantz heutzutage höchstens nur noch werth wären, dass man sie ausstopfe und zur Warnung zukünftiger Generationen in einer Antiquitäten-Sammlung aussetzte.

— Ihr Onkel scheint eine sehr bedächtige und behutsame Taktik zu befolgen, doch ich bin neugierig, seine Lieblingsschriftsteller zu erfahren.

— Dort liegen sie, auf jenem zierlichen Theetischlein, neben den Ottomanen.

Ich ging hin und erblickte die Werke von Renan, Taine, Tocqueville, Herbert Spencer, Bagehot, Buckle, Gneist, Bluntschli, E. Curtius und das Buch von Jonas über San-Marino.

Dieser Jonas will da nämlich in seiner Schrift aus der Geschichte der Republik von San-Marino einen sehr denkwürdigen Beleg für die Behauptung herauslesen, dass eine wahre Freiheit nur in einem Staate zu gedeihen vermag, dessen geschichtlicher Entwicklungsgang den Adel nicht nur nicht vernichtet, sondern geradezu die Vorrechte des Adels geschont hat. Eine recht plausible Staatsweisheit für Politiker, die nachdem sie einmal ihren Lehrkurs an der Schule des altliberalen Zopfes glücklich überstanden, nie mehr in ihrem Leben etwas noch zu lernen, über die Ursachen und Bedeutung der staatlichen Erscheinungen nachzudenken, oder auch nur ihr Auge wach zu halten pflegen! Eine hochgeborne erbliche Pairkammer auf Grundlage des altadeligen Grossgrundbesitzes, ein Abgeordnetenhaus ohne Diaeten und sonstige Entschädigung, erwählt auf Grundlage eines alleinseligmachenden ermässigten Census; locale Selbstverwaltung auf der breitesten Basis, also unum-

schränkte Autonomie sogar für die winzigsten und völlig ungebildeten Dorfgemeinden, Ausdehnung der Competenz der Friedensrichter und der Geschwornengerichte auf sämmtliche Gebiete des Rechtslebens, die Nationalgarde als Verfassungsgarantie gegen etwaige Verfassungsbrüche des Monarchen und des stehenden Heeres, — eine sogenannte Emancipation des gesammten Unterrichts- und Culturwesens vom vermeintlichen Drucke auch einer bloss pecuniären Staatshilfe, Lehr- und Lernfreiheit in des Wortes weitester Bedeutung auf allen Stufen des Unterrichts, keine Staatsschulen, sondern nur eine sogenannte freie Concurrenz der confessionellen Schulen und Privatschulen unter sich, endlich die Lehre von der Unersetzlichkeit des türkischen Reiches als Bollwerkes gegen die aggressiven Gelüste des russischen Czarismus: — das waren seit den zwanziger Jahren die unantastbaren Dogmen jener sonst ganz und gar ehrwürdigen, altliberalen Schule, die sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts im Manchen gegen die feudalistischen Velleitäten der Restauration unstreitige Verdienste um den politischen und socialen Forschritt der Völker erworben, die aber durch ihre selbsttäuschende Bonhommie heutzutage, ohne es zu bemerken, den ärgsten Feinden des menschlichen Fortschritts, dem Junkerthum und dem Ultramontanismus, in die Hände arbeitet.

Zu diesem altliberalen Zopf bekennt sich auch unser Jonas, und eben desshalb hat unser Burgherr das Buch desselben in seine Handbibliothek aufgenommen. Allerdings das allerschwächste Geisteskind in dieser Handbibliothek. Dieses Volk von San Marino als ein „wahrhaft freies Volk“ darzustellen ver-

mag thatsächlich auch nur ein Schüler des altliberalen Zopfes wie Jonas. Die Deutschen Zahnärzte und Pianisten, welche sich da von dieser Republik um einige tausend Francs allerlei Diplome, und nebenbei den Herzogstitel angekauft haben, dürften unserem altliberalen Verfasser am besten verständlich machen, worin die Freiheit jenes „wahrhaft freien Volkes“ eigentlich culminirt. — Die übrigen Bücher sind lauter Leistungen erster Grösse, oder doch Erzeugnisse von Verfassern, welche bis auf heute zu den leitenden Geistern unseres Jahrhunderts zählen.

Da sind vor Allem die „Dialogues philosophiques“ von Ernest Renan. Ein gefeierter Forscher im Bereiche der semitischen Sprachwissenschaft und Culturgeschichte, aber seit einer Zeit auch ein vermessener Abenteurer, der auf allen möglichen Gebieten des menschlichen Wissens herumvagirt. Strotzend von einem lyrischen Esprit sondergleichen, ist er jeden Augenblick bereit, die Ethik seinem ersten besten kitzelnden Einfall aufzuopfern. Ein wahrhaftiger Prasser und Schwelger im Reiche des Geistes, fühlt er sich völlig abgehärtet gegen die Gründlichkeit als Postulat der Staatswissenschaft wie auch völlig abgestumpft gegen culturpolitische Gewissensbisse. Was bekümmert es ihn, wenn Alfred Fouillée seine Unwissenheit an den Tag legt! Was braucht er auch noch zu verstehen, was man in der Staatswissenschaft eigentlich unter Demokratie versteht! Seine geile Seele schwimmt unverhindert in jenem subjectiven geistigen Wonnenmeere, welches seine trunkene Einbildungskraft im Salon- und Boudoirleben der atheistisch-abergläubischen Marquisen und Duchessen des „Ancien Régime“ entdeckt haben will: und das genügt ihm.

Noch selten hat ein leitender Geist des XIX. Jahrhunderts eine ruchlose Blasphemie mit einer so leidenschaftlicken Rücksichtslosigkeit verkündet wie er. Die Aufgabe der Menschheit sei nicht, mit all' ihrer Kraft rastlos an der geistigen, sittlichen und materiellen Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts zu arbeiten, sondern nur in stummer Resignation die wonnevolle Glückseligkeit einiger weniger Familien neidlos zu betrachten, die da — auf Grundlage der herrlichen aristokratischen Einrichtungen — sich auf den Anhöhen des Lebens zu sonnen verstehen. Sich in den Abglanz für Glückseligkeit derselben zu versenken: das sei die wahre Aufgabe und das wahre Ideal nicht nur für Staatsdenker und Staatsmänner, sondern auch für die gesammten Menschenkinder, welche die Oberfläche unseres Planeten bevölkern und je noch bevölkern werden. — „O Madame! sagt er wahrscheinlich im Traume zu der schwebenden Gestalt der Marquise von Châtelet-Lorraine, — O Madame! Warum war ich nicht Ihr Zeitgenosse! Mein Jahrhundert macht staunenswerthe Entdeckungen auf allen Gebieten des menschlichen Erkenntnisskreises; auch sind die Menschen jetzt unvergleichlich mitleidvoller für die Leidenden und Armen als sie zu Ihrer Epoche gewesen zu sein scheinen. Doch was ist das Alles im Vergleiche zu den hehren Genüssen, deren einst meine Vorfahren in der Académie auf Ihren Doux-Entretiens theilhaftig werden durften! Wie beneide ich diesen Voltaire! Auch er hatte — wie ich — sich über das Studium der Staatswissenschaft mit leichter Mühe hinweggesetzt, — auch er schätzte seinen eigenen sprühenden Witz unvergleichlich höher als die Kunde von den Einrichtungen und die Lehrsätze politischer

Erfahrung; und obgleich er nur die Demokratie als eine elende Pöbelherrschaft beschimpfte und dem Adel nur schmeichelte ohne das aristokratische Princip auf den Fittigen hoher Gedanken emporzutragen: war es ihm doch erlaubt, den Saum Ihrer Jupe und den Saum der Jupes Ihrer sämmtlichen hochgebornen élégant̄en Freundinen der Reihe nach zu küssen, um selig zu werden, — wie es sich einem élégant-französischen Philosophen geziemt. O Madame! ich that noch mehr als Voltaire. Ich beschimpfte die Demokratie, beschimpfte meine eigenen Landsleute, die so wahnsinnig waren, dem Entwicklungsgang der Demokratie in Europa durch blutige Kämpfe sichere Bahnen zu eröffnen, und zugleich habe ich die Aristokratie idealisirt, wie dies zu thun kein Voltaire vermocht hätte. Und was ist der Dank für all' meine Dienste? Die grosse Masse meiner Landsleute ist noch immer so blöde nicht einzusehen, dass das unverfälschte Naturel der Franzosen ihr angeborner, unausrottbarer Sinn für élégante Manieren sie unwiderruflich an den Cult der Aristokratie verweisen würde; die grosse Masse meiner Landsleute schwärmt noch immer für die Égalité, — und diejenigen gesellschaftlichen Kreise, für deren unerreichbar élégante Manieren ich die ganze Gegenwart, die ganze Zukunft meiner vergötterten France und auch der gesammten sonstigen Menschheit herzensfroh dahingeben möchte, diese Kreise, diese so éléganten exclusiven Kreise des Faubourg Saint-Germain würdigen mich noch immer nicht. Ah! gestatten Sie mir also, Madame la Marquise, dass ich mich dem unerreichbar idealen Saume ihrer Jupe mit meinem ganzen Wesen anhefte. Wenn es wahr ist, dass mein Name unsterblich ist: so möchte ich in diesem Traume an

Ihrer Seite ganze Aeonen, all' die hundert Millionen Jahre durchleben, welche ich in meinem Briefe an einen Chemiker in Aussicht stellte. An Ihrer élégante-exclusiven Seite möchte ich auch selbst élégant-glücklich und stets mit stolzer Kälte, als ein zweiter, aber glücklicherer Voltaire, — unbekümmert selbst um die Insulten eines Herzogs von Sully — auf die faden, banalen Leiden und eitlen Vorwärts-Bestrebungen jenes jämmerlichen Ungeheuers, — jenes Animal immonde — herabblicken, welches man die Menschheit nennt." — Auf diese Weise persiflirte vor mir unlängst ein gelehrter Witzbold den Verfasser dieser infamen „Dialogues Philosophiques" und der gelehrte Witzbold scheint auch so ziemlich das Richtige getroffen zu haben.

Freilich lächelt selbst unser Burgherr über diese taumelnden Verirrungen des Esprit académique; dessenungeachtet legt er Gewicht auf das Buch, denn er kann mit vollem Rechte sagen: Seht Ihr Fortschrittsmänner und Demokraten, sogar die brillantesten Geister der grössten Société égalitaire, sogar die hervorragendsten Académiciens der Franzosen sind bereit zur Umkehr; auch sie verpönen die Gleichheit und sehnen sich nach einer Aristokratie."

Neben Renan's Buche liegt sein würdiger Doppelgänger, das Werk von Taine: „Les Origines de la France moderne." Ein würdiger Doppelgänger Renans, sage ich, doch wünschte ich nicht missverstanden zu werden. Taine ist ein solider Denker und dazu eine makellose Seele. Verwandt mit Renan ist nur die blinde Verehrung, welche er dem „Ancien Régime" zollt. Diese seine Verehrung kann er ebensowenig motiviren wie Renan. Auch er beruft sich lediglich auf die unerreichbare Élégance der Manieren in den ari-

stokratischen Salons jener frivolen Jahrzehnte. Allerdings ist Taine von Haus aus ein Aesthetiker und zwar ein ethisirender Aesthetiker erster Grösse; kein Wunder also, wenn er nicht nur höchst werthvolle Werke über englische Literaturgeschichte schreibt, sondern auch die Sitten der Gesellschaft des „Ancien Régime“ meisterhaft zu schildern vermag. Das ist sein Verdienst, welches seinem Namen einen bleibenden Glanz gesichert hat. Jetzt überfällt er aber plötzlich das Gebiet der Staatswissenschaft. Er macht politische Reformvorschläge mit ganz ernsthafter Miene und stemmt sich dem gesammten menschheitlichen Fortschritt entgegen, indem er die aristokratischen Einrichtungen mit beklommenem Herzen in seinen Schutz nimmt. Nun, welch' einen Werth seine politischen Reformvorschläge haben, erhellt aus dem Umstande, dass er das Correctiv des modernen Verfassungslebens hauptsächlich in dem Moment der mittelbaren Wahl aufgefunden haben wissen will, und zwar in der mittelbaren Wahl schlechthin, ohne dass er dabei den leitenden Kategorien der Intelligenz, — z. B. den Mitgliedern des Instituts, den Doctoren, den Ingénieurs etc. überhaupt also den Diplomirten des hohen und des secundären Unterrichts einen hinreichenden Einfluss sichern oder auch nur von den Wahlmännern eine ernsthafte culturelle Qualification verlangen würde. Dadurch verräth er, dass er in der Politik ein Laie ist; denn ein politischer Denker, der seine Theorien auf die Empirie stützen will, muss wissen, dass eine bedingungslose mittelbare Wahl nur dieselben Resultate zu erzielen vermag, welche man durch die unmittelbare Wahl erreicht haben würde. Hätte Taine seine politische Propaedeutik nicht seinen aesthetischen

Studien zu entlehnen gesucht, sondern auf dem Felde inductiver Forschung sich errungen: so hätte er wissen müssen, dass in den U.-S. bei der Praesidenten-Wahl nur Solche zu Wahlmännern erwählt zu werden pflegen, welche sich den Urwählern im Voraus dazu verbinden, dass sie demselben Praesidential-Candidaten ihre wahlmännerischen Stimmen geben werden, welchem ihre eigenen Wähler ihre eigenen urwählerischen Stimmen geben würden. „Johnstone-ticket“ and „Lincoln-ticket“: so lautet die einzige Qualifications-Garantie, welche die Urwähler bei den Wahlmänner-Candidaten suchen. Was aber die Apologie anbetrifft, welche Taine als Politiker den aristokratischen Einrichtungen theilhaftig werden lässt, so läuft der Inhalt dieser seiner Apologie geradezu auf das Lächerliche aus. Um seinem Vaterlande bedeutende politische Dienste leisten zu können — meint Taine — muss man ausländische Einrichtungen autoptisch kennen lernen; wenn aber ein junger Mann, der nicht von hoher Geburt, sich ins Ausland wagt, um dort derlei Studien zu unterfangen, so wird man seinem Vorhaben in den ausländischen Staaten keinesfalls so willfährig Vorschub leisten, als man dies ihm thun würde, falls er von hoher Geburt und in Folge seiner hohen Geburt im Besitze von vornehmen gesellschaftlichen Verbindungen wäre: also — und das soll das rein logische Sequitur sein — es sollen sich die modernen Culturvölker ihre Staatsangelegenheiten hochgebornen Händen anvertrauen!

Da liegt auch das „Ancien Régime“ von Aléxis vicomte de Tocqueville. Ein schönes Werk, eine gründliche Arbeit, erhaben über so manche noch viel berühmtere Bücher politischen Inhalts, welche französische Schöngeister geschrieben hatten. In der That ist

dieses Werk Tocqueville's so beredt und zu gleicher Zeit so gediegen, als ob es gar nicht das Erzeugniss einer National-Literatur wäre, deren Heroen so oft durch ihren Vortrag, durch die Form, und nur so selten durch eine fachlich-kritische Sichtung der empirischen Unterlage ihrer Werke zu imponiren verstehen. Und doch hat das „Ancien Régime" des Tocqueville eine schwache Seite, welche für die allerneueste Phase der europäischen Gesetzgebungen eine wahre Plage geworden ist. Tocqueville deutet mit Recht auf die Unzulänglichkeit, ja sogar Schädlichkeit jener Organisationen in Staat, Provinz (Département) und Gemeinde, welche auf die Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts, d. h. auf die Herrschaft der Mehrheiten nach der Kopfzahl gegründet sind. Nur in Ländern, wo die grosse Masse der Staatsbürger bereits einen erheblichen Grad von geistiger Bildung, sittlicher Besserung und materieller Wohlfahrt thatsächlich erreicht hat, nur in solchen Ländern dürfte die Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts nicht durch caesarisch-absolutistische, ultramontane oder sonstige retrograde, gemeinschädliche Velleitäten an Schlepptau genommen werden. Solche Länder aber sind jetzt noch kaum irgendwo in Europa aufzufinden, wollte man nicht etwa an etliche schweizerische Cantone wie Genf oder Zürich, oder an etliche deutsche Grossstädte denken. Wenn also Tocqueville in dem allgemeinen Stimmrecht schlechthin keine Beruhigung findet, so darf man dies ihm keineswegs übel nehmen. Doch ist seine Renitenz gegen die einzige Remedur in dieser Beziehung nicht nur characteristisch für seine verborgenen Schmerzen und Pläne, sondern auch höchst gefährlich für unsere Aussichten in Betreff einer zeitgemäss-gesunden Reformgesetzgebung. Er

coquettirt nämlich mit dem Gedanken der gesellschaftlichen Verbände, und wenn er auch concrete Andeutungen in dieser Richtung förmlich schuldig bleibt: so beklagt er doch einerseits die angebliche Zerstobenheit der modernen staatsbürgerlichen Gesellschaft, welche mit dem Kasten- und Classen-Systeme endgiltig gebrochen hatte und sträubt sich mit schwefelndem Unmuthe gegen den Gedanken der geistigen Qualification als Wahl-Grundlage bis aufs Aeusserste. Was? Die geistige Bildungsstufe als Bedingung des Stimmrechts sollte uns vor den Ungeheuerlichkeiten des Suffrage Universel erretten? Nein! Wir wollen keine Sinesen werden. In Sina sind ja Mandarinen-Prüfungen üblich. Wir wollen doch nicht zu diesen Zöpfen in die Schule gehen! Es wäre lächerlich! Auf diese Weise will Tocqueville den Gedanken der culturellen Qualificationen, ja, überhaupt den ganzen Gedanken einer Organisirung der Demokratie auf Grundlage der Bildung abgespeist wissen. Ist es doch ganz natürlich, dass der geborne Vicomte sich mit seinem ganzen Wesen gegen einen Gedanken erwehrt, der allein geeignet sein dürfte den modernen Fortschritt, Culturstaat, sowie Rechtsstaat mit dem Principe der Gleichheit in Einklang zu bringen! Steht ja doch eine Umkehr zum Aristokratismus in Staaten wie Frankreich nur so lange in Aussicht, bis die Verwerthung des Gleichheitsprincips an Einrichtungen geknüpft ist, deren Gebrechlichkeiten einerseits dem cäsaristischen Absolutismus, anderseits aber den socialistisch-communistischen Umtrieben in die Hände arbeiten. Allerdings ist die locale Selbstverwaltung eine Garantie der politischen Freiheit, auch ist die starre Centralisation, wie dieselbe zu Tocqueville's Zeiten in Frankreich üblich

gewesen, ein verdammungswerthes Hinderniss für die Sache der wahren Freiheit, mithin wohl auch für den allgemein menschheitlichen Fortschritt: allein über die Wohlthaten einer localen Selbstverwaltung selbst die wesentlichsten Bedingungen einer gewissenhaften Ausführung der Rechtsgleichheit vergessen machen zu wollen: dies ist eine Zumuthung Tocqueville's, deren arge Tücke, trotzdem dass selbe so fein gesponnen, dennoch einem jeden unbefangenen politischen Denker in die Augen springen muss. Leider üben weder in der Literatur vom Fache, noch in dem Parteileben den ausgiebigsten Einfluss Männer, die mit Recht auf den Namen unbefangener politischer Denker Anspruch erheben dürfen: und so ist es auch nicht zu verwundern, dass es noch heutzutage eine Menge Schriftsteller und Gesetzgeber gibt, die sich durch den meisterhaften Vortrag und durch die merkwürdig bedachtsam angelegte Analyse im Buche Tocqueville's ganz gerne ködern lassen.

Herbert Spencer zählt unstreitig zu den bedeutendsten Philosophen der Gegenwart; Thomas Buckle — sonst ein ziemlich selbstständiger Kopf — genoss einen höchst lückenhaften und dabei auffällig oberflächlichen Unterricht und scheint auch nachher sich seine autodidaktischen Kenntnisse nicht sowohl in systematisch angelegten Fach-Bibliotheken als vielmehr aus Büchersammlungen zusammengetragen zu haben, wie deren auf Eisenbahnstationen oder in Schwimmschulen angelegt zu werden pflegen. Hätte Bagehot nicht auch ein höchst seichtes Buch über „Social Physics“ geschrieben, so würde man aus seinen famosen Versuchen über englische Verfassungszustände die Vermuthung schöpfen dürfen, er habe recht eigentlich einen schalk-

haft-didaktischen Beitrag zur humoristischen Literatur liefern wollen. Nun, Herbert Spencer steht da als der glänzendste Vorkämpfer jener Richtung, welche dem Staat jedwedes Einschreiten in culturelle sowie wirthschaftliche Angelegenheiten verbieten, mithin sämmtliche culturellen und wirthschaftlichen Angelegenheiten ausschliesslich durch die Gesellschaft ausgetragen wissen will. Zwar sind Herbert Spencers's stattliche Bände über Sociologie voll grossartig angelegter Gedankenarbeit; auch ragt sein Gesichtskreis hoch empor über die Gesichtskreise sonstiger Sociologen, indem derselbe sich auf eine staunenswerthe naturwissenschaftliche Unterlage zu stützen vermag und zugleich über eine Gründlichkeit in sociologischen Kenntnissen verfügt, welche einem Philosophen bis jetzt nur äusserst selten zu Theil ward: doch ist seine Lehre von der State-non-interference eine Irrlehre von der bejammernswerthesten Tragweite. Tief wurzelnd in einer herkömmlich falschen Würdigung der specifischen Absonderlichkeiten der Entwicklungsgeschichte des englischen Staats und der englischen Gesellschaft, vermochte diese unglückselige Doctrine selbst der englischen Entwicklung von Zeit zu Zeit wesentliche Hemmnisse in den Weg zu legen: für continentale Staaten jedoch, welche nicht so erklecklich reiche und dabei durchgehends culturell qualificirte „obere Gesellschaftsclassen“ besitzen, wie es deren England besitzt, für solche continentale Staaten wäre nicht nur eine consequente Durchführung dieser Doctrine, sondern schon eine fahrlässige Anlehnung an eine solche Doctrine gleichbedeutend mit einer muthwilligen Heranziehung einer allseitigen Versumpfung des Culturlebens. Herbert Spencer betrachtet, trotz seines erklecklichen

naturwissenschaftlichen Erkenntnisskreises, lediglich englische Verhältnisse und auch diese lediglich durch englische Brillen: genug traurig für englische Fortschrittsmänner wie Arnold und Forster, die dem herkömmlichen Elende des englischen Unterrichtswesens durch ein staatliches Einschreiten unter die Arme zu greifen wünschten; desto schlimmer aber auch für die continentalen Vorkämpfer des Culturstaates, da ein so bedeutender Denker wie Herbert Spencer einer so gefährlichen Lehre das Wort zu reden trachtet: denn nur die culturfeindlichen Sonderinteressen des Confessionalismus und des Aristokratismus ziehen von dem Nimbus, den Herbert Spencer's Name dieser Lehre hie und da aufprägt, einen entschiedenen Nutzen: die Staatsinteressen, d. h. die grossen Lebensinteressen der Völker jedoch erleiden durch die Verbreitung dieser Lehre, welche von kurzsichtigen Individualisten und durch verschmitzte Junker mit gleichem Eifer ausgebeutet wird, diese hehren Interessen erleiden eine gar arge Beeinträchtigung.

Auch Buckle kämpft gegen das Einschreiten des Staats in Cultursachen. Doch ist die Unwissenheit dieses sonderbaren Culturhistorikers so augenfällig, dass er durch seine geistreichen Ausfälle gegen den „Protective Spirit" heutzutage noch höchstens halbgebildeten Publicisten und Commonsensemen imponirt. Wie blöd ist seine Anabase gegen den Schulzwang! Er meint, die obligate deutsche Volksschule erziehe nur ausgemergelte, fahle, halbtodt dressirte und überhaupt verkrüppelte Individuen. Das ist das eine seiner Argumente gegen das Einschreiten; ein zweites Argument ist: dass Ludwig XIV. so manch' einem Poeten Trinkgelder zukommen liess und trotzdem die wissen-

schaftliche Literatur — so ungefähr — um dieselbe Zeit, kein wahrhaft schöpferisches Génie aufgewiesen habe! Hätte Buckle Sadowa und Gravelotte erlebt: so würde er jetzt wahrscheinlich über die Erfolge des deutschen Schulzwanges ebenso in einer einzigen Note höchst originelle Aufschlüsse geben, wie er dies in der ersten Edition seiner Werke gethan hatte. Und doch berufen sich die maskirten Ritter der Finsterniss und des Kastengeistes mit einer unverkennbaren Vorliebe auf Buckle bis auf unsere Tage: denn Buckle ist volksthümlich, und die Volksthümlichkeit zu ihrem eigenen Vortheile auszunützen, versteht keiner so gut, wie die Kämpen des aufgeklärten Junkerthums.

Also sollen Herbert Spencer und Buckle mit ihrer Autorität dafür herhalten, dass der Staat sich in culturelle Angelegenheiten gar nicht mische, und insbesondere die Heranbildung von Staatsbürgern, die durch ihre geistige Kraft die Vorrechte der Geburt in der Politik wie im Gesellschaftsleben einst streitig machen dürften, nicht auf sich nehme. Bagehot dagegen soll zur Widerlegung jener Lehre dienen, welche verlangt, dass der Minister, der heutzutage ein Ressort leitet, von seinem Fache auch etwas verstehe. Das ist gar nicht wünschenswerth, sagt uns der ehrenwerthe Vertheidiger des englischen Parlamentarismus, so wie er ist. Wenn der Ressortminister sein Fach gründlich verstehen sollte, so müsste er ein Fachmann sein. Nun würden aber diese Fachmänner das Vertrauen der Partei eher verscherzen als für sich je erobern können. Sind ja die Fachmänner meistens pedantisch und linkisch. Gott behüt' vor ihnen! Im Gegentheil, gerade derjenige Minister pflegt in dem Fache, welches er leitet, sich am Nützlichsten zu erweisen, der von

diesem Fache eigentlich gar nichts versteht. Das ist die unverfälschte parlamentarische Weisheit im Style Bagehot's. Abgeschmackt wie sie ist, kömmt sie den Kämpen des aufgeklärten Junkerthums doch zu Gute. Ist ja doch die Lehre, dass ein Minister kein Fachmann sein soll, gleichbedeutend mit der Sanctionirung jener herkömmlich-albernen Usance, welche von dem Minister in erster Linie die sogenannten repräsentativen Eigenschaften verlangt, d. h. Geburt, Reichthümer, aristokratische Manieren und dazu noch höchstens ein nicht eben lächerliches Somatikon.

Mithin ist die Berufung auf englische Zustände und englische Auffassung, was diese Leute anstreben, sehr begreiflich; England — der Hauptsitz des aufgeklärten Aristokratismus — gilt zugleich für den classischen Boden des Parlamentarismus, und in Ermangelung einer besseren Staatsform, halten die Völker auch dieses Zerrbild des Parlamentarismus noch immer hoch in Ehren.

Da liegen auch die wuchtigen Bände Gneist's über Selfgovernment und sonstige Rechtsanglicismen. Ein merkwürdiger Mann dieser Rudolf Gneist. Die grosse Revolution war niedergeworfen. Die „Heilige Allianz“ feierte ihre Orgien im Staatsleben und in der Gesellschaft Europas. Die Geister nahmen Anstoss an dem Geschehenen. Die brutale Macht der restaurirten Machtelemente des Mittelalters sorgte dafür, dass die zielbewusst entschiedenen Vorkämpfer des menschlichen Fortschritts nicht sobald wieder laut wurden. Ein erklecklicher Theil der Intelligenz verkroch sich hinter den Coulissen, — die Radicalen schmachteten im Kerker oder bei ihrer trostlosen Studirlampe; die unlauteren Seelen traten ganz offen in den Sold des

traditionellen Blödsinns und halfen unter der Maske einer fratzenhaften Heuchelei jenen schamanenartigen Cult des ständisch gegliederten Fleisches zu beleben, welchen die Gewissenlosigkeit soeben im Bunde mit dem Cretinismus auf den Altären der christlich-germanischen Staatstheorie anzufachen bemüht war. Unter solchen Verhältnissen hätten die Völker verzweifeln oder sich in die Arme der Staatsweisheit der Carbonaris werfen müssen, wenn die ehrenhafte Bonhommie so mancher Continental-Publicisten nicht einen Ausweg gefunden hätte. Englische Einrichtungen zu bewundern, die Copie dieser Einrichtungen den Fürsten als den sichersten Unterpfand eines friedlichen Zusammenlebens mit ihren Völkern im Namen der Letzteren anzubieten: das war der Rettungsgedanke, an welchem sich die ehrenhafte Bonhommie jener Biedermänner, fern von jeder Leidenschaft, ja sogar ganz leutselig anklammerte. Die meisten Fürsten gingen bis zu einem gewissen Grade auf dieses augenscheinlich harmlose Compromiss ein. Sie gaben Charten, Staatsgrundgesetze: jene Biedermänner stellten sich aber mit denselben keineswegs zufrieden: denn diese Charten, diese Staatsgrundgesetze köstigten die Völker mehr minder mit französisch chablonirten Ruminaten ab, und jene Biedermänner wollten nicht solche, sondern unverfälschte Copien der englischen Einrichtungen haben. Sie erhoben daher ein Zetergeschrei und beschimpften jene „papiernen" Verfassungsurkunden aus voller Kehle. Es vergingen Jahrzehnte und diese „papiernen Verfassungen" haben sich so ziemlich bewährt: was die Völker daran auszustellen hatten, bezog sich sicherlich nicht auf den Mangel dieser Staatsgrundgesetze an gehörig englischem Geiste; nein, es bezog sich im

Gegentheil vorzugsweise auf die Ueberwucherung ständischer Machtfülle, welche jene Charten-Spender eben mit einem leisen ironischen Hinweis auf englische Zustände auch innerhalb der neuen Chablonen aufrechtzuerhalten so sehr verstanden haben. Mittlerweile vergingen wiederum ganze Jahrzehnte, und das Ergebniss war, dass trotz der Jeremiaden jener Biedermänner, geradezu solche Staaten, deren Staatsgrundgesetze sich von dem englischen Ideale am kühnsten entfernt hatten, geradezu solche Staaten — z. B. die Niederlande, Schweden, Dänemark und so manche deutsche Kleinstaaten — verhältnissmässig während der Zeit ihres angeblichen Schmachtens unter jenen „papiernen“ Verfassungen den erheblichsten Fortschritt sowohl in geistiger als in sittlicher und materieller Beziehung zurückgelegt haben. Zu gleicher Zeit fingen unbefangene Beobachter an die hochwichtige Thatsache zu betonen, dass es gerade England ist, welches in dem Wettkampfe der europäischen Culturstaaten den Vorsprung eingebüsst, und wenn auch im Vergleiche zu seinen eigenen Zuständen in den Zwanziger-Jahren unaufhaltsam vorgeschritten ist, die Parallele in geistiger und sittlicher Beziehung als Staat und Gesellschaft mit so manchen deutschen Staaten, mit den Niederlanden, auszustehen nicht mehr fähig ist.

In dieser kritischen Conjunctur ist Rudolf Gneist mit seinen grossartig angelegten Forschungen über englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht hervorgetreten. Alle Achtung vor dem rechtshistorischen Werthe dieser seiner staunenswerthen Leistungen! Doch zu bedauern ist es, dass dieser hochverdiente Forscher sich zu dem Versuche verleiten liess, die Schlussfolgerung, welche er eben aus diesen seinen

rechtsgeschichtlichen Untersuchungen gezogen hatte, zu einem Dogma der allgemeinen Staatslehre erheben und auch als ein Postulat des Rechtsstaats in die praktische Politik übersetzen zu wollen. Das unentgeltliche Ehrenamt als unerlässliche Grundbedingung des Selfgovernments: das ist für ihn das einzige noch überhaupt mögliche Mittel zur Rettung der Gesellschaft. Das unentgeltliche Ehrenamt ist sein Evangelium. Zwar widerlegt Gneist sich selbst auf das Köstlichste, indem er gesteht, dass jenes Selfgovernment, welches auf dem unentgeltlichen Ehrenamte beruht, heutzutage — d. h. auf der gegenwärtigen Stufe des Fortschritts — sogar in England nicht mehr recht zu gedeihen vermag, mithin der sehr gelehrte Jurist das Ideal, welches er als Rechtsarchaeologe mit so viel Mühe und Scharfsinn entzifferte, nunmehr als politischer Kritiker in Anbetracht der gesellschaftlichen Umwälzungen selbst wenn auch mit beklommenem Herzen, in die Rumpelkammer verweisen müsste: trotzdem dient die Gneist'sche Lehre dem aufgeklärten Junkerthum als eine schneidige Klinge, die — auch gegen die eigentliche Absicht des ruhmvollen Professors — für die Beibehaltung der politischen Praeponderanz des grundbesitzenden Adels — als eines vorzüglich qualifizirten Trägers des unentgeltlichen Ehrenamts in Provinz, Kreis und Gemeinde mitfechten muss.

Aufgeklärte Junker finden auch Bluntschli's „Allgemeine Staatslehre“ herzallerliebst. Dieser ehrenvolle Nestor unserer Staatsgelehrten und Staatsrechtslehrer hat nämlich die kleine Unvorsichtigkeit begangen, dass er sich in seiner Theorie von den Staatsformen der völlig überwundenen Morphologie des Aristoteles anschloss. Da aber Aristoteles in einer Zeit

lebte, wo es noch weder Staatshochschulen und Doctordiplome, noch aber sonstige von Staatswegen auf Grund eines ständigen Systems vertheilte Qualificationsurkunden zum Behufe einer feierlichen und staatsrechtlich giltigen Beglaubigung von Fachkenntniss gegeben hatte, und auf der andern Seite seine sonst so reichhaltigen Bücher von der Politik mit einer Leichtfertigkeit niedergeschrieben, als ob es sich — um den Ausdruck von Bernays zu gebrauchen — blos um die Abfassung von Tischreden gehandelt haben würde: so ist es nicht zu verwundern, dass Aristoteles die Aristokratie hie und da als eine Herrschaft der Vornehmen, der Hochgebornen, Reichen und Gebildeten definirt, ohne jedoch auch nur anzudeuten, ob er Gebildete ohne Vermögen und von dunkler Abkunft zu den Vornehmen rechnen würde, oder — was so häufig geschah — zu dem Auswurf der banausischen Menschheit. Nun kommt Bluntschli und baut seine Theorie von den Staatsformen lediglich auf dem aristotelischen Schema auf. Auch für ihn ist die Aristokratie eine Herrschaft der Vornehmen, der Adeligen, der Reichen und der Gebildeten. Vortrefflich, denken sich die aufgeklärten Junker, — diese Begriffsverwirrung kommt uns zu Gute. Das Wort Aristokratie wird auch hernach ein Losungswort bleiben sogar für die gesammte ranglose Intelligenz, deren antidemokratische Drillung auch fernerhin unentwegbar, auf Grundlage dieses Bluntschli'schen Lehrbuchs getrieben werden soll! Nun kommt aber Bluntschli zu dem Abschnitte, wo er seine Lehre von den Kasten, Ständen und Gesellschaftsclassen auseinandersetzt: und siehe da! der hochgelehrte Staatsrechtslehrer rechnet hier wieder die gesammte hohe Intelligenz, z. B. die

Gelehrten, Akademiker, Universitätsprofessoren und sämmtliche Staatsbeamten höheren Ranges nicht zu der Classe, nicht zu dem Stande, wohin dieselben im Einklange mit seiner Definition von der Aristokratie gerechnet werden müssten, — er rechnet dieselben nicht zum vornehmsten Stande, zu dem Adel, sondern er rechnet dieselben ganz demüthig zu demjenigen Stande, auf welchen der Adel stets mit Geringschätzung und Hohn herabzublicken pflegt, zum Bürgerstande. Zum Küssen diese kluge Staatslehre! Sie lachen sich dabei in den Bart, die aufgeklärten Junker: denn sie sind entzückt von diesem Bluntschli'schen System, dessen derartige Bescheidenheiten dem Losungswort Aristokratie zu einer ewig jungen Popularität verhelfen dürften. Auch bestreitet Blnntschli die Möglichkeit einer Demokratisirung der Monarchie: ein weiterer Triumph für die Junker, die da auf seine Autorität hinweisen und sagen können: wer gegen uns ist, ist auch gegen das Königthum! —

Ueber die „Griechische Geschichte“ des Ernst Curtius liesse sich auch gar so Vieles sagen. Müller-Strübing hat Recht, wenn er diesem sonst so gediegenen und hochverdienten Geschichtschreiber eine allzu grosse Pietät gegen die vornehmen adeligen Familien Athens zum Vorwurfe macht. Curtius entrüstet sich darüber, dass nach dem Tode des Perikles jene hochadeligen Familien plötzlich ihren allmäligen Einfluss auf die Leitung der Staatsgeschäfte eingebüsst hatten, und dass sich Leute aus dem niederen Bürgerstande vordrängten, um eine politische Rolle zu spielen, Leute, die einer Erziehung durch Musik und Gymnastik entbehrten. Ja diese Pietät des hochzuverehrenden Gelehrten geht so weit, dass er die scheuss-

lichen Untugenden der Sprösslinge dieser Familien gar nicht zur Kenntniss nehmen zu dürfen glaubt. Den schändlichen Landesverrath, den diese hochadeligen Athener am Vorabende der Schlacht bei Plataiai zu begehen im Begriffe waren, scheint er für ein viel minderes Gebrechen zu halten, als die Incorrectheiten, deren sich Kleon in seinem Mantelwurfe zu Schulden kommen liess und den Namen des hochgebornen Conservativenhäuptlings Thukydides unterdrückt er vollends an der Stelle, wo von dem frevelhaften blöden Attentate gegen die Gedankenfreiheit, von dem Psephisma des Diopeithes und der Anklage gegen den Naturforscher Anaxagoras die Rede ist. Ueberhaupt scheint der biedere Geschichtschreiber die Ansicht jenes athenischen hochkonservativen Komikers zu theilen, der da meinte: nicht das sei nöthig, dass wir Feldherren haben, welche Siege ernten, nein, es sei nöthig, dass wir siegreiche Feldherren haben, welche dem Staate durch ihre Abstammung keine Schande machen. Unstreitig ist das Werk des Ernst Curtius bei Weitem werthvoller, als das Werk des George Grote, ja, bis auf den heutigen Tag ist Curtius' Werk das relativ beste Geschichtswerk, welches über Griechische Geschichte überhaupt vorhanden ist. Wie innig muss also die Freude eines jeden aufgeklärten Junkers darüber sein, dass in einem solchen Werke Athen — dieses ewige junge Ideal der um die Freiheit ringenden Völker — von einer Hand so meisterhaft und so voll unbedingter Ehrfurcht gegen den Ahnencult und Adelsstolz geschildert wird!

Endlich lagen da auch noch die Werke Schopenhauer's. Ist es doch ganz natürlich, dass dem aufgeklärten Junkerthume eine Philosophie wie die des Schopenhauer, ganz besonders behagt. Schopenhauer glaubt nicht an den Fortschritt: das Junkerthum

fürchtet sich vor Allem vor dem Fortschritt: also trachten auch die aufgeklärten Junker einem solchen Weltweisen, wo nur möglich Eingang zu verschaffen. Was ist das Leben für ein denkendes Wesen ohne an eine innige, hingebungsvolle Ueberzeugung, an das göttliche, das ganze All durchdringende Gesetz der fortschreitenden Entwicklung, ohne einen festen Glauben an eine stetig fortschreitende Verbreitung der Herrschaft des Geistes über die Materie? Ein düsteres Wirrwar, ein entmuthigender Kampf ums Dasein für all die Millionen, welche unterhalb der sonnenden Anhöhen des hoffähigen Junkerlebens mit dem befestigten Grossgrundbesitz dahinsiechen. In diesem Kampfe bleibt für die Roturiers vernünftigerweise nichts weiter übrig, als sich der Lehre von der Nirwâna demuthvoll anzuschliessen, das Bestehende entsagungsvoll als ewiges Naturgesetz anzubeten, — höchstens hie und da die individuellen Interessen durch eine tactvolle Nutzanwendung der Gnadenbrocken der Mächtigen der Erde zu befriedigen trachten und jede Hoffnung, mithin auch jedes ernsthafte Ringen um eine Verbesserung des Loses für der Menschheit als eitlen Wahn für immer aufzugeben!

— Dies ist meine kleine Lieblings-Handbibliotkek sagte vergnügt der Burgherr — ah! hier kommt unser Freund Dr. Lackelerth! — Gut, dass Sie kommen. Ich muss ohnehin die Damen jetzt in die Blumenhäuser begleiten.

Dr. Lackelerth verbergte sich im staatsmännischen Style, küsste die verschmitzt kalte schöne Dame — sie war ja seine Gemalin — und warf sich mit einer prächtig duftenden Bayaderas im Munde neben uns auf das Sopha, — ganz wie zu Hause.

— Was sagen Sie, Herr Doctor, zu dieser Handbibliothek meines Onkels? fragte der norddeutsche Gutsbesitzer, nachdem sich die Damen mit dem Burgherrn entfernt hatten.

— Eine vortreffliche Sammlung, die kostbarste Hodegetik für die Staatsmänner unserer Tage.

— Ei, Herr Doctor, sind Sie doch ein starrhalsiger Kämpe des Aristokratismus geworden! Ist das Ihre vollste Ueberzeugung?

— Wie? Ueberzeugung? In solchen Dingen pflege ich nicht zu scherzen. Meine Gesinnung ist entschieden aristokratisch: denn die Ergebnisse meiner langjährigen Forschungen haben mich überzeugt, dass ein gesundes Staatswesen sich nur auf Grundlage der historischen Entwicklung construiren lasse: laut der historischen Entwicklung erscheint aber die Praeponderanz des Adels, mithin des Aristokratismus, nicht als Folge einer mechanischen Zuthat, sondern ganz einfach als inhaerent der Natur eines jeden gesunden Staatswesens.

— Also halten Sie, Herr Doctor, die grosse Demokratie der nordamerikanischen Union für ein ungesundes Staatswesen, oder gar für ein unheilbares Gebilde?

— Hören Sie auf mit diesen Yankees. Nirgends wird so viel gestohlen, wie in den Vereinigten Staaten! Und am Ende müssen Sie selbst am Besten wissen, welch' ein krasser Aristokratismus sich in den Vereinigten Staaten bereits ausgebildet hat.

— Das verstehe ich nicht.

— Blicken denn die Abkömmlinge der ersten Einwanderer nicht mit einer noch viel ärgeren Verachtung auf ihre Mitbürger herab, als die stolzesten

Bojaren auf ihre emancipirten Leibeigenen? Dünkt denn das Ihnen etwa wie ein consequentes Festhalten an dem nivellirenden Demokratismus?

— Erlauben Sie mir, da ist doch ein erklecklicher Unterschied. Was Einige von den Abkömmlingen der ersten Einwanderer sich in dieser Hinsicht vielleicht hie und da noch zu erlauben pflegen: das ist ihre pure Privatpassion. Das ist eine harmlose Erscheinung des Gesellschaftslebens, welche ihr Correctiv auf diesem selben Boden — ohne Bezug auf die Politik — stets auch harmlos wachzurufen und auszutragen vermag. Dort wird Niemand nur deshalb eingesperrt, weil er nicht der Lehre von der historisch-juridischen Devolution der angeblichen Verdienste der Vorfahren auf die Nachkommen chablonenmässig Rechnung zu tragen gewillt ist. Ganz anders verhält es sich mit unserem europäischen Aristokratismus. Hier ist die ständische Gliederung der Gesellschaft im Staatsrechte begründet und die unbedingte Unterwerfung unter die Postulate des Adelstolzes für jeden Staatsbürger obligatorisch; das Verfassungsleben selbst schmachtet unter der Wucht jener unermesslichen Rücksichtensphäre, welche die irregeleitete Staatsgewalt in ihrem eigenen Interesse stets mit dem Bollwerke der gesellschaftlichen Ordnung zu identifiziren gewohnt ist.

— Möchten Sie also unsere Staatseinrichtungen ganz und gar amerikanisiren? Meiner Ueberzeugung nach sind unverfälschtes Königthum und Praeponderanz des Adels unzertrennlich.

— Sie thun mir Unrecht, Herr Doctor! wenn Sie mich solcher Bestrebungen zeihen. Nicht zu amerikanisiren wünschte ich die Einrichtungen unserer Monarchien: ich möchte selbe demokratisiren, und zwar

auf Grudlage der Bildung. Die kolossalen Gebrechen der amerikanischen Kopfzahl-Herrschaft sind mir zu bekannt, als dass ich Einrichtungen empfehlen würde, die selber einer gründlichen Reform bedürftig sind. Nein, nicht das will ich haben, — ferne sei von mir auch jedes Manchesterthum, das nur zu desorganisiren vermag, anstatt zu entwickeln; ich will eine solide Staatsgewalt; ja ich will sogar eine wahrhaft starke Regierung: denn nicht nach hohlen Phrasen hasche ich: auf die bestmögliche Entfaltung aller geistigen, sittlichen und materiellen Kräfte im Staate richtet sich mein Streben. Aus diesem Grunde bin ich und bleibe ich unentwegt stets ein Monarchist, wenigstens in Bezug auf mein Vaterland. Doch die Treue, die in diesem Busen gegen meinen König waltet, bedarf weder Popanzen noch kindischer Ziererereien, um sich zu bewähren.

— Was wollen Sie nun? Reden Sie deutlicher.

— Wie gesagt, ich will die monarchische Staatsform demokratisiren. Ist nicht Dänemark, ist nicht Norwegen, ist nicht Italien ein blühendes Land? Wo sind da Vorrechte eines Adels? Ich hege die feste Ueberzeugung, dass die monarchische Staatsform in Europa noch grosse culturpolitische und wirthschaftliche Probleme zu lösen hat: sie wird aber dieser ihrer Mission erst dann gewachsen sein, wenn sie im Bunde mit der Intelligenz dem menschheitlichen sowie nationalen Fortschritte der Völker jene Hemmnisse aus dem Wege zu räumen helfen wird, welche die culturfeindlichen Machtüberreste des Mittelalters diesem Fortschritte bald auf dieser, bald auf jener Weise noch immer entgegenstellen.

— Nichts wird aus dieser Idee werden. Die con-

servativen Machtfactoren werden nicht auf den Leim gehen. Volkserziehung, Volkserziehung! so weit wird dein Reich in Europa nicht reichen. Wir, die wir auf der conservativen Warte stehen, werden schon Sorge dafür tragen, damit sich die Könige nicht mit dieser Intelligenz verbinden. Wir wären Narren, wenn wir aus dieser Frage, die für uns eine reine Machtfrage ist und bleibt, eine Frage der grauen Theorie herausklügeln liessen. Wir haben Verbündete, die stärker sind als Eure Intelligenz: wir haben auf dem flachen Lande das ganze gesunde kernige Bauernthum für uns, und in den Städten werden wir die socialistisch-communistischen Agitationen hinreichend zu beeinflussen wissen, damit Euer Programm nicht so bald aufs Tapet kommt!

* * *

Bald folgte das Diner. Alle Achtung vor der Küche des Burgherrn: doch verging mir die Esslust ob der gewissenlos junkerlichen Nergeleien, womit der älteste Sohn desselben der Familie des Gymnasial-Lehrers, — sogar der armen unaufhörlich hustenden Frau bald von dieser, bald von jener Seite nahezutreten getrachtet hatte.

Ich wollte gleich nach der Mahlzeit mich entfernen: doch mein Freund, der norddeutsche Gutsbesitzer, bat mich inständig, der wiederholten Bitte des äusserst gastfreundlichen Burgherrn zu willfahren und die Abreise auf den nächsten Tag zu verschieben.

Abends führte uns der Burgherr auf eine Bauernhochzeit. Der wohlhabende Bauer, der seine robust schöne Tochter ebenfalls an einen wohlhabenden Bauernsohn verheirathete, war ein conservativer Kerl

vom reinsten Wasser. Seine Tochter verliebte sich in den hübschen, ausnahmsweise sehr gut dotirten jungen Schullehrer. Dieser wollte sie auch heirathen: denn es fehlte ihr weder an Lernbegierde, noch an natürlicher Anmuth. Doch der Kastengeist war so hartnäckig in ihrem Vater, dass er überhaupt nichts von einer Verschmelzung mit solch' einem Culturelemente wissen wollte. So fügte sich endlich das Mädchen und wurde auch sie, was ihre Mutter war, eine Bäuerin, zur grössten Freude des Burgherrn.

Dieser hielt beim Abendmahle eine recht charakteristische Trinkrede. Vor Allem liess er das unverfälscht urwüchsige deutsche Bauernthum hochleben, diesen „Stand“, dessen „alltäglicher natürlicher Verstand“ wie ein eherner Fels all' den Narreteien der Theoretiker Trotz biete; sodann aber donnerte er gegen die Irrlehren des Wälschthums, welche in dem Volke Bestrebungen und träumerische Trugbilder wachrufen, ohne selbe je realisirbar machen zu können; endlich wies er auf die Gefahren hin, welche aus einer gekünstelten Hebung und Vermehrung des intellectuellen Proletariats für die Sache der Freiheit erwachsen.

Dr. Lackelerth assistirte ihm mit einem Toaste, der an Kasteneifer die Trinkrede des Burgherrn noch überbot.

* * *

Den andern Tag verabschiedete ich mich nicht nur von dem Burgherrn und seiner Familie, sondern auch von dem norddeutschen Gutsbesitzer. Dieser fuhr in östlicher, ich in westlicher Richtung. Ungefähr anderthalb Stunden von dem Schloss des Burgherrn lag ein nettes kleines Städtchen. Hier hielt ich einen

ganzen Tag Rast, um einen gelehrten Freund aufzusuchen, der sich hier angesiedelt hatte.

Als ich heimkehrte, wen treffe ich in dem Speisezimmer des Gasthofes?

Keinen Geringeren als Dr. Lackelerth.

Wir freuten uns gegenseitig. Der Mann hatte noch die Unverfrorenheit mich mit seinen historischen Rechtsgrundlagen und aufgeklärtem Aristokratismus weiter zu regaliren. Doch bald sollte es anders werden.

Ein vornehmer Franzose trat in die Weinstube und erneuerte mit mir die Bekanntschaft. Wir sprachen über Verschiedenes. Als nun dieser mich anf das Herzlichste einlud, ihn in Paris aufzusuchen und der bedeutenden Unternehmungen erwähnte, bei denen er seit zehn Jahren an der Spitze steht: da machte Dr. Lackelerth zuerst ein dummes, dann ein reumüthiges Gesicht, — endlich aber, die eintretende Pause benützend, stellte er an mich die Frage: wie mir eigentlich der Spass gefalle, den er gestern bei dem Burgherrn uns zum Besten gegeben habe?

— Also war das nicht Ihre Ueberzeugung? Herr Doctor?

— Mein Gott, meine Familie ist durch so viele Fäden mit diesen Leuten liirt! — Ich wäre froh, wenn ich sie einmal losbekäm'!

*
* *

— Was ist Ihre Ansicht über die sociale Frage? fragte im Coupé mein Franzose den Dr. Lackelerth.

— Bin sehr verbunden, dass Sie sich um meine Ansicht interessiren. Ich habe über diesen immensen Gegenstand lange-lange nachgedacht. System studirte ich auf

System: doch keines befriedigt mich. Endlich habe ich den Versuch gemacht und mein eigenes System aufgestellt.

— Ihr eigenes System? fragten wir Beide.

— Ja, mein eigenes System. Damit ich die Herren überzeuge, erlauben Sie mir, dass ich mein Carpetbog aufmache und mein druckfertiges Werk heraussuche. — — —

— — — Hier ist es. Ich suche seit zwei Jahren einen Verleger. Vergebens! Keiner will in unserem Deutschen Reich so Etwas auf sich nehmen. Wahrhaftig bleibt mir nichts übrig als mich nach Paris zu wenden.

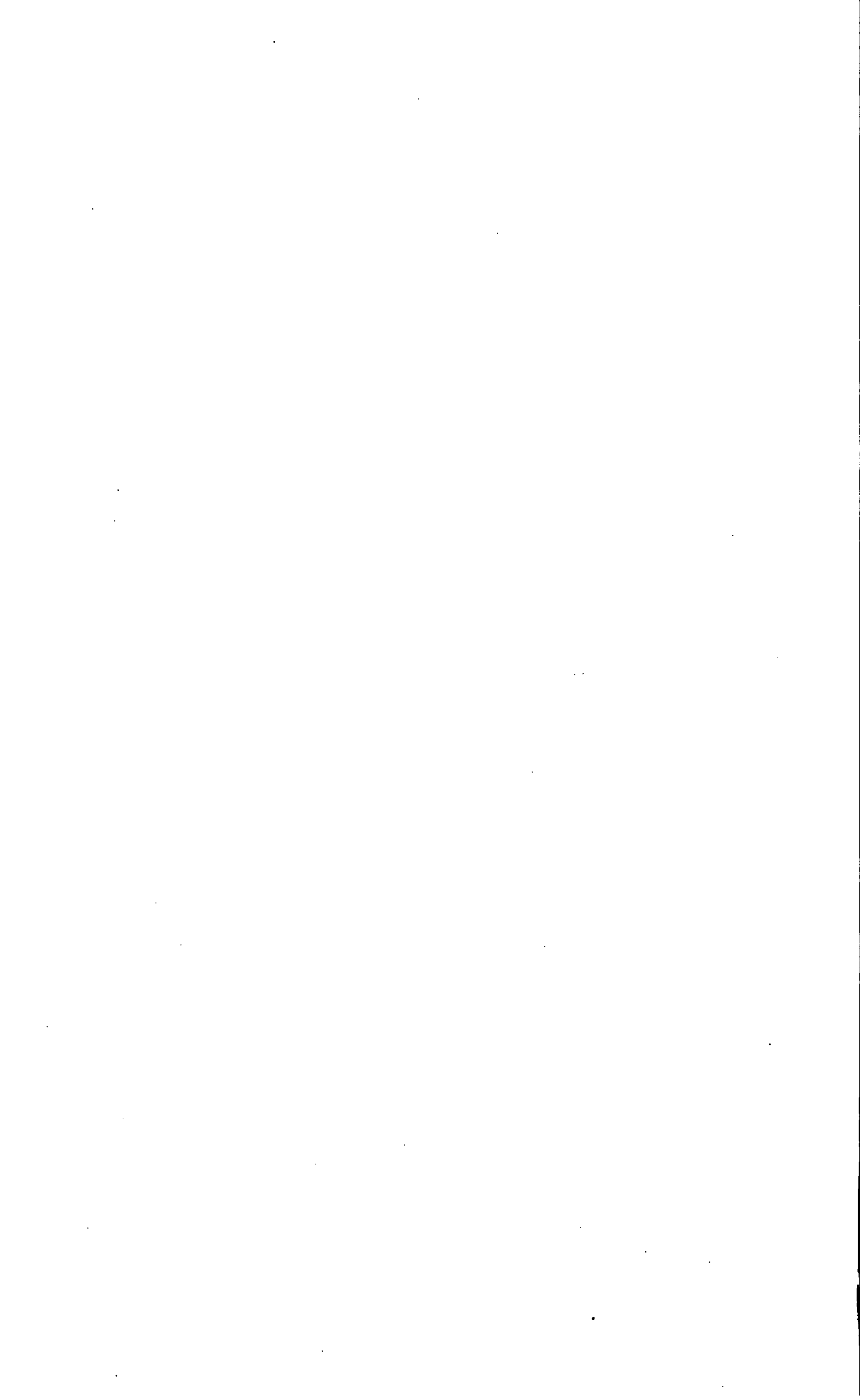
— Würde es Ihnen nicht angenehm sein, uns die Grundgedanken Ihres gewiss sehr geistreichen Systems mit einigen Worten anzugeben?

— Mit dem grössten Vergnügen. — Ich baue den Staat auf Progressiv-Steuer und Leibrente auf. Jeder Staatsangehörige muss Steuer zahlen: der Staat ist ein sociales Gewächs, das zuerst als eine Räuberbande begonnen, und jetzt auf der Stufe seiner heutigen Entwicklung als eine grosse obligatorische Actien-Gesellschaft erwacht. Jedes Mitglied dieser grossen Actien-Gesellschaft zahlt, wie gesagt Steuer: also soll auch ein jedes Mitglied, d. h. jeder Staatsangehörige, eine Dividende bekommen. Wie hoch soll diese jährliche Dividende sein? So hoch, dass ein menschliches Wesen sich davon ernähren, kleiden und sich Wohnung halten könne. Ich glaube 100 Thaler jährlich würden einem jeden Erwachsenen genügen, dass er weder vor Hunger noch vor Frost umkommen dürfte. Kinder erhielten kopfweise die Hälfte. Für das Deutsche Reich würden 3,000,000,000 Thaler jährlich erforderlich sein, um die sociale Organisation auf dieser Grundlage durchzuführen. Woher dieses Geld neh-

men? Eine gehörig ernsthaft accelerirte Progressiv-Steuer genügt. — Das ist meine Idee. Das Privat-Eigenthum dürfte nicht angetastet werden: und doch würde so in einem wohldisciplinirten Rechtsstaat der Kampf zwischen Arbeit und Kapital aufhören. Zur Arbeit verhalten werden müsste von Gesetzeswegen ein Jeder: doch der Umstand, dass kein Arbeiter sich vor dem Hunger zu fürchten hätte, falls er sich dem Arbeitsgeber nicht auf Gnade und Ungnade ergibt: dieser Umstand an sich würde die Sache auf einem Boden regeln, der unvergleichbar vernünftiger und auch sittlicher wäre als der gegenwärtge ist. — Nun, ist denn diese meine Idee nicht eine lebensfähige?

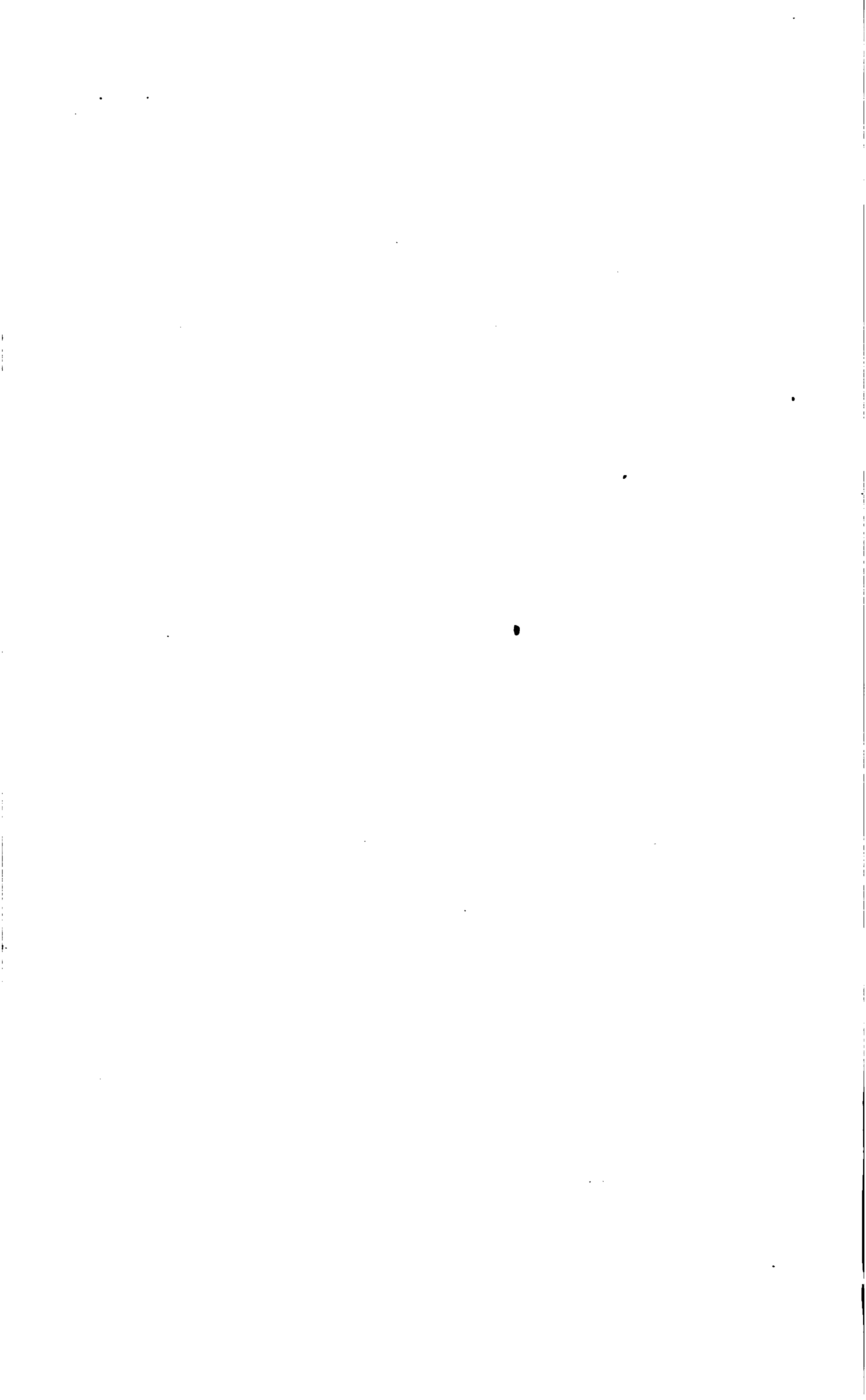
— Ei, Herr Doctor, aber was würden die Vertreter der conservativen Interessen zu einer solchen Reform sagen? Was auch unser Gastgeber von gestern, der Burgherr?

— Hol' der Kukuk die conservativen Interessen sammt dem Burgherrn! —



IV.

Dr. Grammatobarnum.



Frohlockend kam mir auf der Esplanade der gewesene Provinzialgouverneur entgegen.

— Endlich haben wir also einen recht schönen Tag, man kann sich wenigstens einen unschuldigen Ausflug vergönnen, sagte der alte Roué und rann lächelnd wieder von dannen.

— Seine Excellenz hat sicherlich wieder Bonne-Fortune; darum ist er über das schöne Wetter so sehr entzückt, meinte einer meiner curgästlichen Commilitonen, der nicht minder galante als tapfere Oberstlieutenant.

— Ja Bonne-Fortune — murmelte ironisch der norddeutsche Gutsbesitzer. Der alte Herr hat wieder die Aussicht um einige tausend Thaler ärmer zu werden. Ich kenne schon seine Bonne-Fortunes.

— Ja wissen denn die Herren, um was es sich handelt? Ich weiss Alles. Könnte Ihnen schon recht nette Détails erzählen.

— Also erzählen Sie uns Herr Stabsarzt. Sie sind ja doch in solchen Dingen gewöhnlich ganz genau unterrichtet.

*

— Nun, es ist die Frau Doctorin Grammatobarnum, die jetzt Seine Excellenz ein wenig in die Dressur nehmen will. Kennen Sie diese Dame?

— Die Frau jenes journalistischen Mäklers, diese imposante Erscheinung?

— Sie ist es.

— Sie geht gewöhnlich mit einem ganzen Kranze weiblicher Schönheiten herum. Wer sind ihre Gefährtinen? Hat sie Geschwister?

— Galante Beutelschneiderinen ersten Ranges sind es, ebenso viele Agentinen einer gaunerischen internationalen Consorteria, an deren Spitze eben dieser Dr. Grammatobarnum steht. Die schöne schlanke Brünette, die angebliche Schwester der Frau Doctorin, ist eine verabschiedete Tänzerin sechsten oder siebenten Ranges und war früher die Maitresse des Dr. Grammatobarnum selbst. Sie hatte diesen noch vor zwei Jahren nach allen Bädern der vornehmen Welt begleitet. Er hatte sie damals für seine eigene Schwester ausgegeben und zum Lockvogel benützt, um hochstehende und reiche Persönlichkeiten in seinem Netz fangen zu können. Er wusste recht wohl, wie oft sich Menschen in irgend ein Conversations-Lexikon hineinsehnen, Leute, die zwar hohe gesellschaftliche Stellungen einnehmen oder recht viel Geld haben, doch an sich Nichts weniger als Notabilitäten sind. Darum entschloss er sich, eine Art Biographisches Lexikon herauszugeben und bediente sich auf seinen Bade-Excursionen dieser seiner angeblichen Schwester, um Kunden für sein Geschäft aufzutreiben. Die ravissante junge Dame lächelte aber nur auf Männer, von denen recht nette Sümmchen zu erwarten waren. Sie stand in vertraulicher Verbindung mit sämmtlichen Lohn-

dienern und Croupiers; hatte sie irgend einen steinreichen Hautaine-Grimaçeur oder einen criminablen Verwaltungsrath in Sicht bekommen: so lächelte sie, liebäugelte sie so lange mit ihm, bis nicht ein solches sonnendes Individuum sich von ihr auf den Knieen eine Tête-à-tête erflehte. Das Weitere kam von sich selbst. Genug an dem, in einigen Tagen erhielt sie ganz sicher so manches Collier oder Bracelet mit Brillanten als honettes Souvenire und zugleich erhielt auch ihr angeblicher Bruder, Dr. Grammatobarnum, etliche Tausend Francs als Herausgeber des Biographischen Lexikons. Ich kenne einen Fall, wo diese schöne geheime Dirne von einem hochgestellten Taugenichts Tausend Thaler entlockt hat dafür, dass dieser in jenem Lexikon als ein grosser Mann geschildert werde, und weitere fünfhundert Thaler dafür, dass man den Rivalen desselben, einen wahrhaft bedeutenden und hochverdienten Staatsmann, in demselben Lexikon ganz einfach übergehe. Ein anderes Mal hat sie wiederum zweihundert Ducaten von einer hohen Dame erhalten, damit ein gefeierter Schriftsteller in demselben Lexikon auf eine ganz und gar pöbelhafte Weise heruntergerissen werde. Dieser gefeierte Schriftsteller nämlich hatte sich einmal in geringschätzendem Tone über einen Schauspieler geäussert, mit welchem jene hohe Dame süsse Schäferstunden zu geniessen pflegte.

— Und wer ist die üppige Blondine, mit der gestern die Frau Doctorin auf dem Concert erschienen ist?

— Sie ist eine heruntergekommene Banquierswitwe. Auch sie steht im engsten Bunde mit unserem Grammatobarnum, aber erst seitdem dieser auch eine

Zeitung herausgibt. Mit deren Hilfe ist es geschehen, dass unser Grammatobarnum die zwei Walachen gar so geprellt hat. Die Geschichte muss ich Ihnen erzählen. Es erschien vor einigen Jahren über die rumänischen Zustände eine Brochure, in welcher als rumänische Notabilitäten Leute zum Himmel erhoben wurden, die in Rumänien gar nicht existiren. Ich glaube Vergascoglu soll der eine geheissen haben, und der andere Brengascolescu. Unser Grammatobarnum erhielt hievon als Redacteur, wie üblich, ein glanzvoll gebundenes Recensions-Exemplar und ahnte nicht, dass diese ganze Brochure eigentlich eine maskirte Satyre oder der Ferien-Jux irgend eines muthwilligen jungen Walachenfressers sei, der sich damit, ich weiss nicht wofür, rächen wollte. Dr. Grammatobarnum recensirt also in seinem Blatte ganz eingehend und vollen Ernstes die Brochure. Bald darauf bekommt er den Besuch von einem reichen Bojaren, der ihm darüber bittere Vorwürfe machte. Mein Gott! — erwidert unser Redacteur — ich hege ja die wärmsten Sympathien für die Rumänen — aber das Land liegt so weit; kein Wunder, dass wir Journalisten des Abendlandes über Ihre Angelegenheiten nicht immer aus reiner Quelle schöpfen können. — Ei, wissen Sie was, kommen Sie Herr Redacteur einmal auf eine kleine Séjour selbst zu uns. In Bukarest werden Sie sich herrlich amusiren. Wir und unsere Frauen, ja sogar die Mädchen werden Sie auf den Händen tragen!

— Ja, ich möchte ganz gerne einmal hinkommen; ich könnte dann das Land mit eigenen Augen sehen. Wie gesagt, — — ich möchte — — ja, ja — — ich möchte ganz gerne dahinkommen — — Aber — —

— Ja, aber warum nicht? Sie würden ja unser Gast sein. — Ja vom hiesigen Bahnhofe an unser Gast sein. — Ich würde Sie begleiten. Sehen Sie, jetzt kommen ohnedies die Ferien des Parlaments. Drei Wochen können Sie sich doch gönnen. Kommen Sie nur. — Es geht nicht? — Aber warum nicht? — Es sind Familienverhältnisse, die mich zurückhalten. — Wie denn, haben Sie eine kranke Mutter, oder eine kränkliche Gemahlin? — Das wohl nicht, sondern ich habe eine noch ganz junge Schwester, die ich nicht verlassen kann. — Wo ist das Fräulein? — Sie ist jetzt nicht hier; sie ist vorläufig bei ihrer Tante; aber in acht Tagen muss ihre Tante nach Hamburg und dann muss ich sie in Obhut nehmen. — Das ist kein Hinderniss, bringen Sie Ihre Schwester mit. Die Damen unserer ersten Häuser werden die junge Dame wahrhaft mütterlich aufnehmen. — Dr. Grammatobarnum willigte ein. In einigen Tagen nach diesem Dialog sassen Dr. Grammatobarnum und seine Schwester wie auch der junge Bojare in einem Coupé erster Classe und rollten auf Unkosten ihres liebenswürdigen Reisebegleiters schnurstracks nach Bukarest.

— War denn seine damalige Schwester vielleicht eben diese üppige Blondine?

— Ganz natürlich!

— Na ich dank', muss eine saubere Séjour g'wesen sein, meinte der Oberstlieutenant.

— Man behauptet, die Séjour habe dem Dr. Grammatobarnum nicht weniger als zwanzigtausend Lei eingebracht, — nicht mitinbegriffen die Perlen und Diamanten, die seine Schwester für sich en homage erhalten hat.

— Wie war also die Geschichte mit den beiden Walachen, die er geprellt hat?

— In den Salons von Bukarest stiess Dr. Grammatobarnum inmitten der betäubenden Champagnaden auf zwei junge Leute, welche — ergrimmte Rivalen von Einander — so ziemlich an Grössenwahn gekränkelt hatten. Das hatte Grammatobarnum recht bald inne und benutzte auch im vollsten Maasse die Gelegenheit, welche dabei sich ihm darbot. Mit Hilfe seiner angeblichen Schwester hatte er von gar manchen Cavalieren recht nette Sümmchen eingeheimst. Sie gab recht fleissig Rendez-vous nach rechts und links und erzählte einem jeden seiner vermeintlichen Bonne-Fortunisten als ein tiefes Geheimniss, dass ihr berühmter Bruder Dr. Grammatobarnum daran gedenke, gleich nach seiner Rückreise seine rumänischen Erlebnisse in einem schönen Bande zu veröffentlichen. Hiebei stellte sie also einem jeden ihrer Courmacher in Aussicht den Ruhm, mit dem ihn ihr Bruder in jenem schönen Bande, welcher auch recht bald französisch und englisch erscheinen dürfte, — um einige tausend Lei bedecken wolle. Freilich liessen sich nicht all' die Cavaliere, denen sie dies ihr Anliegen vorbrachte, gar so leicht bethören. Aber die beiden Rivalen scheuten keine Opfer. Sie öffneten ihre Börse auf die grossartigste Weise, und als die gefeierten Gäste — Grammatobarnum und seine üppig schöne vermeintliche Schwester, von grossmächtigen Ovationen beinahe bis zur Gränze begleitet, nach Hause fuhren: da waren beide Rivalen überglücklich in dem Wahne, dass seinerseits ein Jeder im Besitze eines Geheimnisses sei, welches ihn nicht nur in Bezug auf die in den Armen der schönen, üppigen und

dabei doch so verehrungswürdigen Blondine verlebten Stunden mit Wonnegefühl erfüllte, sondern ihn auch schon in der nächsten Zukunft zu einem herrlichen Siege über seinen Nebenbuhler verhelfen werde. Drei Wochen hierauf erhält der eine Ruhmescandidat einen zärtlichen Brief von der schönen Blondine, in welchem diese ihn vertraulich unterrichtet, das Buch über rumänische Zustände werde baldigst erscheinen, doch sei zu gleicher Zeit von einem jungen Publicisten eine Schrift unter Druck, in welcher sich unter Anderem wohl auch ein ergiebiges Enkomion auf den anderen Ruhmescandidaten, nämlich auf den Rivalen des Adressaten befinde, von dem sie, die Schreiberin des Briefes — als Zeichen ihrer treubewährten Anhänglichkeit einen auf geheimen Wegen erworbenen Bürstenabzug diesem ihren Briefe beizuschliessen wage, um den Adressaten noch zur gehörigen Zeit zu informiren. Sie hege jedoch die Hoffnung, dass der Verfasser dieser gefährlichen Schrift mit einem kleinen Honorarium, z. B. 2000 Francs, zu bewegen sein werde, dass er diesen Passus noch vor der Veröffentlichung seiner Schrift unterdrücke oder geradezu zu einer recht fein malitiösen persifflirenden Notiz modifizire. Ist der Adressat gewillt, diesen unschuldigen Coup zu ermöglichen, so sei sie, die Schreiberin des Briefes — da sie durch eine Cousine ganz sicher den Weg zu jenem jungen Publicisten finden könne — auch bereitwillig, zur Abwendung der drohenden Gefahr kräftigst mitzuwirken. — Gleichzeitig mit der Absendung dieses zarten Briefleins schrieb Dr. Grammatobarnum an den andern Ruhmescandidaten, es sei ihm unmöglich jetzt Bücher zu schreiben, da ihm ganz unerwartet erkleckliche materielle Verluste getroffen hätten, und so sei er

jetzt genöthigt, all' seine Zeit auf die Ordnung seiner materiellen Verhältnisse zu verwenden. Er hoffe dies auch innerhalb Jahresfrist vollständig durchzusetzen. Wenn ihm also daran gelegen ist, dass eine solide, völlig objective Skizze über Rumänien recht bald erscheine, so müsste der rumänische Patriot sich selbst nach Deutschland begeben, um die Sache mit einem Herausgeber ins Reine zu bringen.

Beide Briefe wirkten. Der Ruhmescandidat I schickte mit umgehender Post die 2000 Francs an die schöne Blondine und der Ruhmescandidat II übermittelte 200 Ducaten an Dr. Grammatobarnum.

Monate verflossen und das solide, bedeutende Reisewerk erschien noch immer nicht. Beide Ruhmescandidaten urgirten sowohl bei der schönen Blondine, als auch bei dem Doctor gar fürchterlich. Dr. Grammatobarnum rührte sich nicht. Die Briefe der Ruhmescandidaten nahmen nun einen drohenden Charakter an. Dr. Grammatobarnum verlegte sich erst jetzt aufs Nachdenken und ersann folgenden Kniff. Er liess vermittelst einer Gouvernante, die ehedem seine Maitresse und in ziemlich vielen Streichen seine Mitschuldige war und die soeben nach Bukarest abging, unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, in einem rumänischen Blatte eine kurze Notiz einrücken, in welcher eines deutschen Schriftstellers Erwähnung geschah, der seinerzeit in Bukarest völlig gefeiert ward, der sich aber seitdem als ein ganz gewöhnlicher Revolver-Journalist entpuppt habe. Sobald die Notiz erschien und durch die Gouvernante die betreffende Nummer des rumänischen Blattes an Dr. Grammatobarnum zugeschickt ward: machte dieser ein Zetergeschrei und schrieb an beide Ruhmescandidaten je

einen catonisch-impertinenten Absagebrief. Er weiss — schrieb er — woher das komme; er werde sich indess nicht zum Werkzeuge privater Eitelkeit benützen lassen. Trotz solcher unverdienter Fusstritte werde er über die rumänischen Verhältnisse die von ihm geplante objective Skizze veröffentlichen. — In der That erschien bald darauf von ihm ein dünnes Brochurechen, in welchem über die rumänischen Zustände mit der trockenen Milde eines würdevollen Staatsmannes abgehandelt ward: die Namen der Ruhmescandidaten jedoch sind darin gar nicht vorgekommen!

— Aber, Herr Stabsarzt, Sie sind ein wundervoller Erzähler und Polyhistor. Wie haben Sie all' dies in Erfahrung gebracht?

— Mein Gott! Wie sollte ich das nicht ganz genau wissen, wenn der Badearzt von X mein Bruder, die Präsidentin des Frauenvereins von Y meine Schwester und der Polizeichef von Z mein ureigenster Neffe ist?

— Erzählen nur Herr Stabsarzt, erzählen nur weiter; das ist ja höchst interessant! — Nun, zwei Damen kennen wir schon also; wer ist nun die Dritte und wer die vierte im Bunde?

— Die Dritte, die sich stets wie eine Vollblut-Engländerin kleidet und geberdet, ist, nicht minder reizend, als die Uebrigen. Nur ist sie bei Weitem jünger, als die üppige Blondine.

— So jung und schon so verdorben!

— Ob sie verdorben ist! Hören Sie nur zu, was sie bereits Alles durchgemacht und durchgeführt hat. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie vom elterlichen Hause mit einem jungen Grafen nach England entflohen ist. Der junge Graf indess hatte sie bald verlassen und es blieb ihr nichts übrig, als sich mit einem

Jnnkeeper zu begnügen. Das war nämlich der Polarstern unter ihren von Tag zu Tag wechselnden Liebesgestirnen. Sie sank immer tiefer: doch nur im ethischen, nicht aber auch im ästhetischen Sinne des Wortes. Denn sie sah blühend aus, lebte auf hohem Fuss; wie denn auch nicht? Sie war ja in kurzer Zeit Mitglied einer Female Railway Association geworden.

— Was ist das?

— Sie wissen es nicht? Ich werde es Ihnen sagen. In Old-England besteht eine sonderbare Rechtssitte. Ob auch diese Rechtssitte sich „from precedent-to-precedent“ entwickelt hatte, wie so Vieles, woran die Gneistianer einen gar so rasenden Gefallen haben: dies wüsste ich freilich nicht anzugeben. Genug an dem, es ist eine englische Rechtssitte, so oft nur ein weibliches Rechtssubject ein männliches Rechtssubject eines unsittlichen Attentats anklagt, den Favor Juris unbedingt der Dame — wer sie auch immer sei — à priori zu gewähren. Reisen Sie auf der Bahn, so hüten Sie sich wohl, insbesondere in einem First-Class-Coupé mit einem jungen weiblichen Wesen allein zu bleiben: denn Sie riskiren geplündert oder polizeilich eingefangen und vor Gericht gestellt zu werden. Sie führen sich ganz anständig auf, erwidern nicht einmal das Augenspiel Ihrer highlifeartig geschürzten Reisegefährtin: sie spricht Sie dennoch plötzlich an, ganz leise und sanft vor sich herlispelnd: „Falls Sie mir nicht 100 Pfd. Sterl. augenblicklich zahlen, so klopfe ich dem Conductor am Fenster, lasse an der nächsten Station den Policeman herrufen und klage Sie wegen Ihres unsittlichen Attentatsversuches an!“ Das kann einem Jeden passiren, wenn er auch der grimmigste Weiberfeind auf der Welt ist.

— Na, und findet man denn in England, auf diesem classischen Boden der Herrschaft der Gesetze, gegenüber solchen Missethäterinen gar keinen Rechtsschutz?

— Das schon, aber bis Ihre Rechtskränkung da endgiltig geheilt wird, ist der Scandal fertig und auch die Remedur kostet Ihnen mehr Geld als eine Lustreise über St. Petersburg nach Australien.

— Also gibt es daselbst förmlich organisirte Räuberbanden, welche auf diese Rechtssitte speculiren? Nun verstehe ich, was Sie meinten, indem Sie sagten, jene schöne junge Dame habe sich als Mitglied zu einer Female Railway Association associirt! Doch erzählen Sie nur weiter, Herr Stabsarzt. Was ist dann aus ihr geworden?

— Nachdem sie sich so auf verschiedenen Wegen in England ein nettes Sümmchen zusammenerworben, entwich sie nach Paris und wurde da die Maitresse eines sehr hochgestellten deutschen Herrn, der sie dann an einen armen Staatsbeamten verheirathete. Nicht lange jedoch schmachtete sie in dem Bureaukraten-Elend. Kaum verstrichen zwei Jahre und ihr Mann stand an der Spitze eines offiziösen Correspondenz-Bureaus. Von nun an beginnt auch die jetzige Rolle unserer holden Schönen.

— Wie meinen Sie das? Hat sie Einfluss? Macht sie Intriguen?

— Das macht sie auch; vor Allem aber macht sie Geld und Alles, was sie amüsirt. Unter Anderem steht sie in Correspondenz mit sämmtlichen journalistischen Mäklern, Partei-Whipperins und Theater-Agenten des Continents. Die Fäden ihres Netzes reichen hinab bis in die unteren Donauländer; sie

hat ihre Agenten in Hamburg ebenso wie in Genf und in Prag nicht minder als in Lemberg und in Belgrad. Es taucht keine Ministerkrise in Mitteleuropa auf, wobei sie nicht auch ihre kleinen Rabatten hätte; sie steht in vertraulicher Verbindung mit conservativen, liberalen und radicalen Blättern zu gleicher Zeit und sie versteht sich darauf ganz prächtig, das persönliche Interesse der verschiedenartigsten Politiker durch Feuilletonbriefe und Notizen in den Blättern der Gegenpartei derart wachzurufen, dass dabei stets ansehnliche Honorärchen in ihre Börse hineingleiten. Voriges Jahr hat mir ein bekannter Impressario selbst erzählt, wie die unsichtbare Hand dieser holden Schönen an ihm gerupft hatte und vor einigen Monaten hatte sich ein gediegener Schulmann eines Donaulandes vor mir bitter beklagt, dass es ihm trotz seiner dreissigjährigen unermüdlichen Lehrthätigkeit, Erfahrung und schriftstellerischen Fachroutine noch immer nicht gelungen ist seine — von der Fachkritik stets günstigst aufgenommenen — Schulbücher rentable zu machen: und zwar aus dem Grunde nicht, weil die betreffende Regierung, um die Machwerke eines obscuren Individuums recht energisch verwerthen zu können, seine Schulbücher nicht aufkommen lässt.

— Verzeihen Sie mir, Herr Stabsarzt, aber das verstehe ich nicht. Wie wäre es möglich für eine Dame ohne Position solch' einen gewaltigen Einfluss auf Theaterintendanten und hohe Unterrichtsbehörden in fernen Ländern auszuüben?

— Nicht wahr, unglaublich? Und doch ist es Thatsache. Wir haben es hier nicht mit einer vereinzelten galanten Schönen, sondern, wie gesagt, mit einer förmlichen wohlorganisirten Consorteria zu thun. Es

ist nicht die Macht der galanten Schönheit einer Dirne allein, die da ihre Wirkung äussert: es ist der wohlausgeführte Streich der wohlcombinirten Collectiv-Energie von den verschiedenartigsten Machtelementen. Journalisten, Eisenbahn-Unternehmer, halbdunkle Creditanstalten und endlich ein ganzer Kranz diabolischer Frauengestalten stehen hier im engsten Bunde. Freilich würde ein Frauenzimmer nicht genügen. Doch hat eine solche hochmoderne Culturdame einen ganzen Apparat von hohen Maitressen und von Damen, die es werden wollen, zur Verfügung. Ich glaube das dem Impresario aufs Wort. Unsere Dame hatte z. B. in dem betreffenden Kleinstaat einen harmlosen sonst aber ernsthaft hoffähigen Cavalier; dieser hatte Schulden. Unsere hochmoderne Culturdame besass hievon Kenntniss: sie schreibt also an ihn ein Billet-Doux und stellt ihm ihren Besuch in Aussicht. Der harmlose Cavalier erwartet sehnsuchtsvoll unsere holde Schöne. Er erwartet sie schmachtend, voll Glut — doch vergebens. Der Zug rollt heran, — unsere Schöne kommt nicht, wohl aber steigt aus der ersten Classe eine herrliche Gestalt heraus, schüchtern, voll weiblicher Scheu, ohne Begleitung. Den Cavalier trifft der kleine elektrische Schlag: die herrliche Gestalt hat ihre Augen ein wenig auf ihm vergessen. Rasch wird die Bekanntschaft gemacht. Der Cavalier begleitet sie. Unterwegs erfährt er von ihr, dass sie nur gekommen sei, um bei einer gewissen — halbdunkeln — Creditanstalt Geld aufzunehmen. Der Cavalier wird stutzig. Das bemerkt die herrliche Erscheinung. „Ich bin meiner Sache ganz sicher — flüstert sie ihm nun vertrauensvoll — denn ich habe Protection von Oben.“ — — Nanu, soll ich denn noch das Weitere sagen? Sie

nahmen Souper in einem Cabinet und da nahm sie ihm das Ehrenwort, dass er Niemandem etwas von dem, was sie ihm mitgetheilt hatte, sagen werde. Unter dieser Bedingung sei sie wohl auch bereit für ihn vorläufig eine kleine Anleihe ganz im Geheimen zu erwirken. Gesagt, gethan. Der harmlose Cavalier erhielt in einigen Tagen fünfhundert Thaler: sie aber von ihm den längsten Handkuss, der je vielleicht in unserem materialistischen Zeitalter abgeküsst wurde. — Wenn Sie noch Geld brauchen — sagte sie zu ihm vor ihrer Abreise — wenn Sie noch Geld brauchen, so werden Sie es auch ganz gewiss und zu den allerbilligsten Zinsen erhalten: Sie müssen mir aber auch eine kleine Freundlichkeit erweisen. — Für Sie thu' ich Alles in der Welt! — betheuerte der harmlose Cavalier. — Nun trug sie also ihm auf, allsogleich Schritte zu thun, damit der Intendant für den Tenor X — günstig gestimmt werde: denn er sei der geheime Günstling einer sehr hoch stehenden Dame — und diese werde sich sicherlich auch nicht undankbar erweisen, wenn nur der Plan gelingt. — Sie können sich vorstellen, mit welcher Hast und Inbrunst unser harmloser Cavalier jetzt sich ans Werk setzte! Die herrliche Fremde wusste recht wohl, wie intim dieser mit einer funkelnd schönen Hofdame liirt ist: als sie heimkehrte, war sie ihres Erfolges so gut wie sicher. Sie konnte es auch sein; denn der Cavalier ging noch denselben Abend zur Hofdame und die Hofdame hatte durch ihre Verbindungen die Sache schon am dritten Tage in Ordnung gebracht. Freilich musste auch sie eine kleine pieuse Fraude begehen: an entscheidender Stelle hatte sie — unter dem Siegel der Verschwiegenheit — die ehrerbietige Mittheilung

gemacht, dass es eine wiederum sehr hoch stehende verheirathete und ältere Dame sei, die sich für den Tenor interessire. Sie nannte hiebei ganz timide und leise einen Namen, dessen Familiennimbus sogar der Regent zu respectiren pflegte. — Der Tenor ward engagirt mit einem verblüffend hohen Gehalt und zwar sogleich auf mehrere Jahre; der harmlose Cavalier erhielt weitere 500 Thaler, eine Summe, von welcher er ebenso wenig wusste, wie von der vorigen, wann und wo er selbe zurückzuzahlen habe? Und der Impresario musste sein Accept einlösen, welches, Sie können sich vorstellen, bei einem solchen Geschäft keine Kleinigkeit zu bedeuten hatte. Dies ist die Geschichte mit dem Impresario.

Die Geschichte mit den Schulbüchern ist kürzer, selbe ist ganz kurz und bündig. Unsere Dame hat eine Schwester — nennen wir sie Eulalia — in einem Lande, wo die Regierungsweise jetzt schon eher consortial als parlamentarisch ist. Eulalia ist nicht so sehr blendend durch ihre Schönheit als berüchtigt durch ihre Geldgier, und der hochgestellte Herr, der da über Schulbücher verfügt, steht in einem nahezu unauflöslichen privat-finanzpolitischen Rapport mit allerlei Notabilitäten, deren so mancher hinwiederum für Frauenschönheit ganz und gar empfänglich ist. Die Schwester hörte, welch' erkleckliche Summen sich dort jahraus jahrein Leute einheimsen, deren Schulbüchern die bedeutungsvolle Ehre widerfährt, der Protection jener Notabilitäten-Clique theilhaftig zu werden. Also engagirte sie ihre verführerische Schwester, unsere Schöne, auf eine Season zu sich: und der Kutscher scheint sich ausgezahlt zu haben, denn kaum sind anderthalb Jahre verflossen und Eulalchen, die früher mit den

Unannehmlichkeiten einer Art Kellerwohnung zu kämpfen hatte, thront jetzt in einem kleinen Lustschlösschen und hält sich Equipage.

— Aber, Herr Stabsarzt, das Alles von der Rabattenquote der Schulbücher?

— Allerdings hatte ihr und ihrem Gatten zuerst eine solche schwesterliche Schulbücher-Rabattenquote auf die Beine geholfen — — Sie lachen?

— Sie werden das gar nicht unglaublich finden, wenn Sie nur bedenken, dass unsere Dame stets mit Accepten operirt und Sie können sich vorstellen, wie leicht und wie vielseitig eine so verführerische Speculantin, sobald sie nur Fuss gefasst hat, ihre Rabatten potenzirt.

— Also sind das bereits lauter reiche Damen, die unsere bewunderungswürdige Frau Doctorin mit im Zuge führt?

— Das weiss ich wirklich nicht. Geld haben sie gewiss so ziemlich erworben: doch solche Frauenzimmer sind wie die meisten Tänzerinen. Sie leben auf fürstlichem Fusse und stürzen sich in waghalsige Speculationen. Ich wüsste in der That nicht zu sagen, wie die Drei, von denen ich erzählt habe, in dieser Stunde stehen. Doch von der Vierten im Zuge kann ich schon die Versicherung abgeben, dass einen soliden, reellen Werth all' das hat, was sie besitzt. Ich meine die grosse Schwarze mit den funkelnden Zähnen und der Nase à la Vulturine.

— Sie hat früher Eisenbahn-Concessionspolitik getrieben, ja, wenn ich nicht irre, war sie eine Zeit lang die Geliebte eines ausländischen Prinzen von Geblüt.

— Sie ist's; für wie alt halten Sie sie?

— So achtundzwanzig, neunundzwanzig mag sie schon haben.

— Wie galant! Sie ist eine vorgeschrittene Vierzigerin. Mit sechzehn Jahren ging sie noch in Fetzen herum; mit siebzehn gehörte sie einen Banquier; mit achtzehn der Jeunesse dorée, mit neunzehn und zwanzig à tout le monde. Ja sie war eine gewöhnliche Strassendirne, als an einem unbeschreiblichen Morgen sie ein Winkelschreiber zum Altar führte. Dann verschwand sie, um in einigen Jahren in Paris als ein neuer Stern der allersublimesten Demi-Monde aufzutauchen. Da verliebte sich in sie der Prinz und von nun an lief ihre Carrière wiederum nur auf dem sicheren Boden der Solidität und der allgemeinen Achtung. —

Nun, ich habe den ganzen Viererzug der Frau Doctorin eingehend geschildert, — jetzt müssen auch Sie, meine Herren, ganz aufrichtig sagen, wofür Sie eigentlich diesen Dr. Grammatobarnum halten?

— Was war er eigentlich vom Haus aus? Ist er Doctor der Medizin?

— Nein, er ist seinem Fache nach Mathematiker.

— Saubere Mathematik das! —

— Was lachen denn die Herren gar so herzlich? fiel nun, von der Nebenbank aufstehend und sich der Gesellschaft nähernd, ein ältlicher ernster Herr mit einem unverwischlichen orthodoxen Professorengesicht ins Wort ein.

— Wir beklagen das sittliche Elend unserer Zeitgenossen und sprechen von einem angeblichen Mathematiker. —

— Meinen Sie den Dr. *? O, meine Herren, das ist kein angeblicher, das ist ein ganz ernsthafter

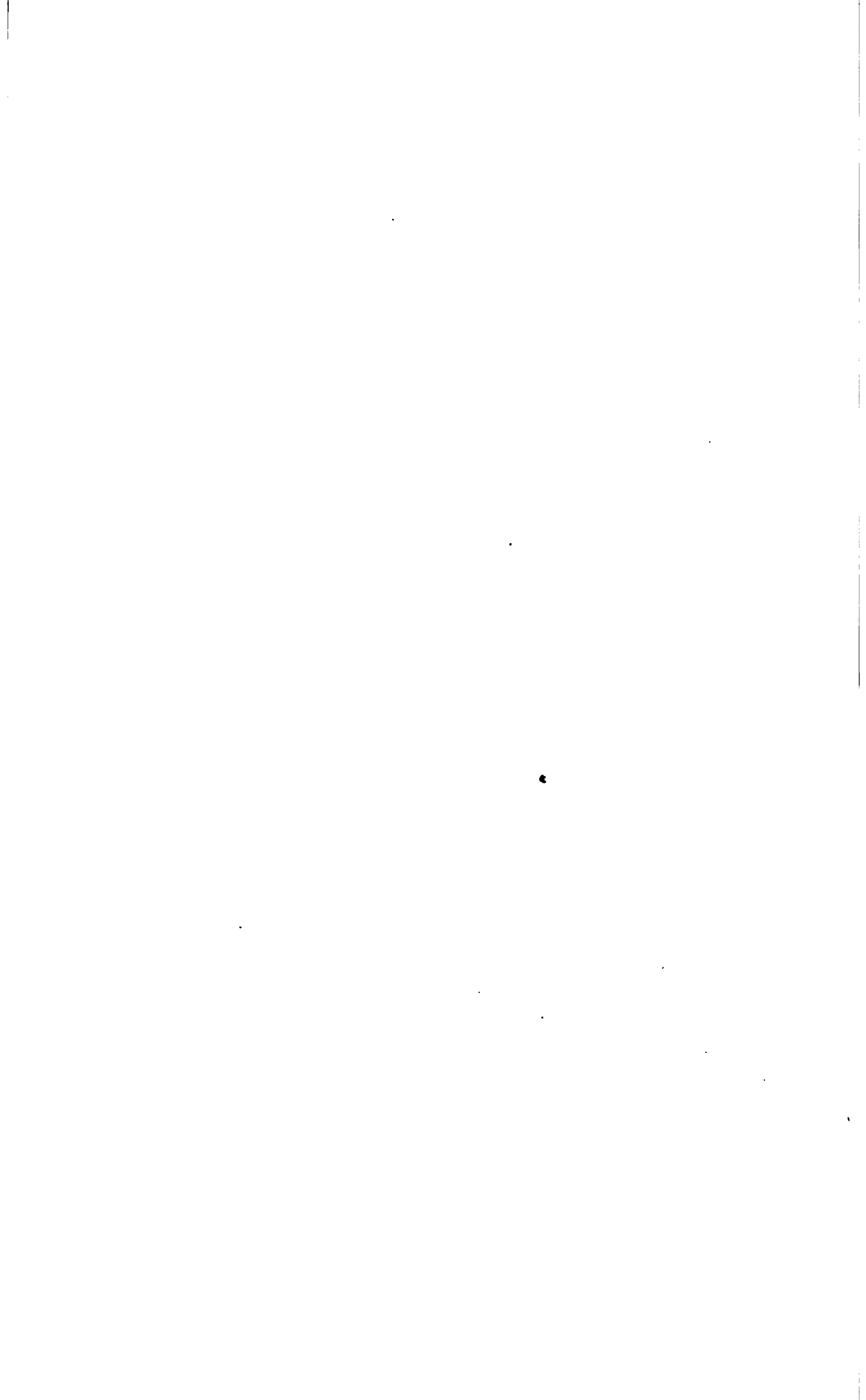
Mathematiker. Ich kenne ihn seit seinen Jugendjahren. Einer meiner Freunde, der selbst zu den vornehmsten deutschen Mathematikern zählt, sagte mir einst: Du wirst sehen, dieser * wird noch eine wahre Zierde deutscher Wissenschaft werden! In der That war der junge Mann nicht nur ausserordentlich begabt und wissbegierig, sondern auch bescheiden im herrlichsten Sinne des Wortes; er besass einen Riesenfleiss.

— Nun und was besitzt er jetzt?

— Das hat Nichts zur Sache. Freilich hatte ihn Anfangs die Missgunst des Schicksals zu sehr verfolgt. Trotz seiner ausgezeichneten Rigorosa und Facharbeiten bekam er mehr als zwei Jahrzehnte keine Anstellung. Aber jetzt hat er endlich doch eine schöne Stelle; der Regierungsrath X sagte mir eben heute, Dr. * sei gestern zum Vicedirector einer Bank ernannt worden! —

V.

Das Gastmahl.



Fünf Jahre waren verstrichen seit der Conférence, wo den Pariser Damen und Herren Dr. Fipsart die Leidensgeschichte Properzen's auf eine so ergötzliche Weise auftischte.

Fünf volle Jahre — ein schmerzvoller Zeitraum in der Entwicklungsgeschichte einer ganzen Schaar von deutschen Forschern und Denkern, die im Kampfe ums Dasein, d. h. in ihrem Ringen einerseits mit dem Blödsinn so mancher einflussreichen Commonsensemen, andererseits aber mit dem schnöden Egoismus der ständischen Ueberreste des Mittelalters ihren echt deutschen Biedersinn zu bewahren wussten: doch eine wahrhaft sonnenvolle Sturm- und Drangperiode voll Siegeslauf und Siegesjubel in der Entwicklungsgeschichte solcher Individuen wie Fipsart, Dr. Frommhuber, Dr. Lackelerth und Dr. Grammatobarnum, — unlautere Jünger der Wissenschaft, die nicht lieber ehrlich darben, als im Bunde mit dem Bösen sich eine Carrière machen wollten. Nicht der Stimme ihrer Ueberzeugung folgten sie. Sie benützten ihre Feder nur zur Ausbeutung der Schwächen ihrer Mitmenschen.

Sie traten in den Dienst der Lüge, — als Lügner sind sie Verwaltungsräthe geworden: und als Verwaltungsräthe haben sie durch ihr ruchloses Schalten und Walten nur die Wahrheit jenes ethischen Theorems erhärtet, wie nahe verwandt die Lüge mit dem Betrug und dem Diebstahl sei.

* * *

Es geschah in einer glänzenden Grossstadt des Westens, wo ich wieder zufällig mit meinen beiden guten Bekannten, dem norddeutschen Gutsbesitzer und dem lebenslustigsten aller Söhne Altenglands, Wingby, zusammentraf.

Der norddeutsche Gutsbesitzer sass eben bei mir, als Wingby ganz entflammt hereintrat.

— Ich habe ein Anliegen an Sie. Geben Sie Ihr Wort, dass Sie mir es nicht verweigern!

— Ja um was handelt es sich denn eigentlich wieder? Ich kann Nichts versprechen, da ich, wie Sie wissen, schon morgen Früh abreisen muss.

— Das können Sie nicht. Reisen Sie übermorgen ab und kommen Sie morgen mit mir zu Dr. Frommhuber zu Tische.

— Ich kenne den Menschen nicht.

— Den Dr. Frommhuber, unsern verschmitzten Short-Chronologer von Norfolkshire kennen Sie nicht?

— Ist er hier? Was treibt er? Will er vielleicht wieder Lecture halten über die Accordance of the Mosaic Record with the Geological?

— Abah! Er gibt uns ein Diner, wie sie kaum bei dem Duke of St. Albans ein zweites haben könnten.

— Lassen Sie ihn. Er geht nicht — fiel ihm der norddeutsche Gutsbesitzer ins Wort — wir können uns doch mit solchen Schwindlern nicht encanailliren.

Ja, ich rathe sogar Ihnen nicht, dass Sie sich mit ihm auf irgend eine Weise näher einlassen.

— Seien Sie nicht gar so pedantisch! Es handelt sich nur um ein Diner, und ein solches kann doch ein Jeder bei einem Vice-Bankdirector und Millionär wohl einnehmen. Thun Sie mir doch den Gefallen und kommen Sie mit mir. Es ist eine Damengeschichte. Kommen Sie nur; ich wäre untröstlich, falls Sie abschlügen.

— Ja, was soll ich dort machen? Bin ja gar nicht geladen.

— Sie sind geladen. Bald dürfte man Ihnen die Karte zustellen.

— Hören Sie auf mich Wingby. Auch ich habe Einladung bekommen: ich geh' aber nicht und rathe Ihnen fern zu bleiben. Ich kenne schon die Diner's von diesem Dr. Frommhuber. Es sind Orgien im verschmitztesten Sinne des Wortes. Kein anständiger Mensch wünscht an solchen Theil zu nehmen.

— Also Ihre Damengeschichte reduzirt sich eigentlich auf eine Lorettengeschichte — sagte ich ganz verblüfft — Ei, Wingby, Sie sind wahrhaft unverbesserlich!

— Loretten! Was fällt Ihnen ein? Es handelt sich um solide junge Damen aus den vornehmen Kreisen. Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, ich werde mich da zu einem solchen Individuum wegen einer Lorette hinbemühen. Uebrigens wollen Sie Näheres wissen, so werde ich ganz vertrauensvoll und aufrichtig sein.

— Ich bin neugierig, was da herauskommt.

— Ich habe vor acht Tagen in der grossen Oper neben mir in einer Loge eine wonderful welsh Beauty

gesehen. Ich habe mich in sie so rasend verliebt, dass ich schon an Selbstmord gedacht habe! — —

— Wäre der Mühe werth! lachten wir Beide.

— Sie lachen, weil Sie jene Dame noch nicht gesehen haben. Ich verfolgte sie seit acht Tagen und habe kaum etwas essen können.

— Armer Wingby! Erzählen Sie nur weiter.

— Also ich verfolge diese wundervolle Dame schon seit acht Tagen, sie schien mich aber kaum eines Blickes zu würdigen. Gestern endlich hielt auf offener Strasse eine Equipage an, gerade in dem Augenblicke, wo ich mit dem Dr. Frommhuber promenirte. Aus der Equipage winkte meinem Gefährten eine Dame, ah!

— War sie dieselbe?

— Sie war es. Seit dieser Stunde würde ich diesem Frommhuber auch in die Hölle folgen.

*
* *

— Ich beneide die Athener des Perikles nicht, verehrtester Dr. Frommhuber! Ihr Norweger schmeckt mir herrlicher, als je irgend einem Kallias, dem Sohne des Hipponikos, die kopaitischen Aale; ja diese Ihre ganz fürstliche Behausung entzückt mich mehr als das Andenken der Poikile!

— Hochverehrtester Mr. Wingby! Ich schätze mich überglücklich. Unser Gastmahl wird vielleicht nicht so berühmt werden, wie das abgeschmackte Symposion des Platon: nichtsdestoweniger bleibt es ein echtes Gastmahl der modernen Weisen. Nun lasset uns den Champagner öffnen. Den ersten Becher auf Wingby!

— Ich erwidere den Toast und lasse leben unseren δειπνοκλήτωρ!

— Nur unter der Bedingung, dass er uns sein allerjüngstes Liebesabenteuer erzähle! meinte Dr. Lackelerth.

— Ja, ja, das muss er sofort.

— Wie war sie denn? War sie schlank und doch busenreich dabei?

— Von welcher Nationalität war sie und aus welcher Schichte der ständisch gegliederten Menschheit?

Kaum hatten Dr. Grammatobarnum und Dr. Fipsart diese impertinente Frage aufgeworfen: so ertönte aus den Nebengemächern wie von einem verborgenen Harmonium so leise und doch so gluthvoll die Cavatine des Urbaine:

Une dame noble et sage
Dont les rois seraient jaloux! — —

Dr. Frommhuber erzählte dabei:

Vor sechs Jahren noch warb ich um die Hand einer netten Kammerjungfer. Ich hätte sie geheirathet auf mein Wort. Arm war ich wie ein verschämter Bettler. Sie wäre für mich eine recht heissersehnte Partie gewesen. — Die Kammerjungfer war zu stolz. Sie nahm mich nicht. — Was, einen Doctor der Philosophie soll ich heirathen? Einen ranglosen Proletarier ohne Vermögen, ohne Aussicht auf Anstellung? Das thue ich nicht. — Aber Fräulein, Sie haben doch Vermögen und ich habe so viel gelernt; — auch das Wissen ist ja Capital! — Es ist mir leid, doch muss ich mich für diese Ehre bedanken: wenn ich mir schon einen Mann kaufen soll, so kaufe ich mir einen, dessen Stellung mich erhebt! — Kurz, sie refüsirte mich und heirathete den ältlichen Stallmeister eines Junkers, an dessen Arme sie nun wie eine Baronin stolzirt.

— Und was brachte Ihnen die Vergeltung für diese Schmach?

— Wahrscheinlich gewährte sie nun dem gefeierten Verwaltungsrath ein recht bequemes Doux-Entretien zur Versöhnung.

— Höher, bedeutend höher stieg vor drei Tagen mein Liebesglück. Nicht die gewesene Kammerjungfer, nein, ihre eigene hochgeborne Herrin war es, die mir ein recht chices Rendez-vous gegönnt.

— Die muss gewiss eine alte Schachtel gewesen sein, nicht wahr?

— Sie ist noch eine Zwanzigerin und zählt zu den blendenden Schönheiten der Stadt.

— Dann muss Ihnen ihre Gunst auch viel gekostet haben; — bekennen Sie es nur aufrichtig.

— Hochverehrter Mr. Wingby! Für mich war das eine reine Bonne-Fortune. Sie kam zu mir, damit ich ihren Gemahl an gewissen Prioritäten participiren lasse und bat mich ausserdem, damit ein verabschiedeter junger Offizier recht bald eine gute Anstellung bei unserer Eisenbahn-Gesellschaft erhalte und endlich gab sie mir zu verstehen, mit welchem Wohlbehagen sie es aufnehmen würde, wenn der Theaterreferent in unserem grossmächtigen Organ einen gewissen Schauspieler eine Zeit lang recht tüchtig bearbeiten möchte. Der junge Offizier war nämlich einer ihrer geheimen Adorateurs und für den Schauspieler hatte sich gerade eine ihrer herzallerliebsten Freundinen, eine hohe Dame, interessirt, der sie so wie durch eine unsichtbare Hand einen kleinen Verdruss beibringen wollte. — Klingt das nicht unglaublich? Dennoch ist es eine vollbrachte Thatsache. Mein Gott! ich kenne die Welt erst, seitdem ich Verwaltungsrath geworden bin!

— Hoch, dreimal hoch auf unseren Deipnokleitor! rief voll Begeisterung Wingby.

— Hoch! hoch! accordirten Alle mit Jubel, nur Lackelerth machte dazu eine nachdenkliche Miene voll wehmüthig verklärten Anflugs.

— Warum so traurig, lieber Herr Lackelerth?

— Keine Rede von Traurigsein, — nur fiel mir meine Jugend ein: desshalb ward mir ein wenig bange. Wir sind bereits nahe an die Fünfzig und erst jetzt beginnt es uns zu dämmern. Wir sonnen uns auf den Anhöhen der menschlichen Cultur und des beneidenswerthesten Genusses; wir leben wie die Mächtigsten der Erde; die schönsten Frauen und Mädchen kommen zu mir auf kunstsinnigen Schleichwegen als Schutzfleherinen — doch was nützt uns jetzt dies Alles! Der Lenz unseres Lebens, unsere holde süsse Jugend, ist dahin. Gestern weinte ich beinahe bittere Thränen hierüber.

— Gestern, wieso? Ich habe Sie ja gerade gestern auf ihrem eigenen Corridor belauscht, wie Sie mit einer vermummten Schönen Arm in Arm dahinschlüpften. Ich vermuthe, wer sie war nnd beneide Sie vom Herzen.

— Beneiden Sie mich nicht, beneiden Sie überhaupt keinen Mann, der bereits die Vierzig überschritten hat. Allerdings hatte mich gestern eine wundervolle Dame ganz vertrauensvoll aufgesucht. Sie hat einen Erbschaftsprocess und bat mich, in mein Organ eine kleine Notiz einrücken zu lassen.

— No und Sie haben es ihr gewiss gewährt? — —

— Das heisst, ich habe an der Notiz etwas glätten müssen, denn ich will keinen Pressprocess.

— Also eine Dame,, die auch politisirt?

— Mit Nichten; es war ein kleiner, harmloser, durch die Selbstwehr gebotener Angriff gegen Jemanden, der ihr ernsthaft schaden könnte.

— Solche Schurken sind diese Leute, — flüsterte mir der norddeutsche Gutsbesitzer ins Ohr. Wie naiv uns dies der Missethäter in seinem benebelten Zustande gesteht!

— Lassen Sie das, lieber Dr. Lackelerth! besänftigte Dr. Fipsart — leeren Sie mit mir diesen Becher auf unser Symposion — und hören Sie meinen kleinen Versuch an, der vollkommen unserem heutigen glorreichen Symposion frommen und auch Ihrem Weltschmerz zu Gute kommen dürfte.

— Was, ein Versuch! Ein Versuch! Bravo Fipsart! — jauchzte Dr. Frommhuber — Sie retten die Ehre unseres Symposions!

— Hört! Hört!

— Pindar ist — hob Fipsart an — Pindar ist wohl ein Dichter voll Schwung.

— Hört! hört! Bravo Fipsart! Hört! hört!

— Also Pindar ist ein Dichter voll Schwung. Hehr und hohen Flugs hebt an sein erster pythischer Gesang:

„Goldene Harfe! — —

„Goldene Harfe, Apollons Kleinod, ihm und den veilchengelockten Musen einigendes Band! Wie der Schritt dir lauscht, der Eröffner der Festfreude, so horcht deinem Wink der Sängerchor, wann segenentfaltenden Vorspieles Anklänge du den bebenden Saiten entlockst! Auch den Blitzstrahl, ewigen Feuers Schleuderer, löschest du! Und es entschläft auf dem Stab Zeus' Adler und senkt die behenden Fittiche nieder von beiden Schultern, er, der Vögel Fürst. Du geust

ihm nächtlichen Dunkels Gewölk ums gebogene Haupt, der Augenlider süsse Fessel: umfangen von Schwingungen deiner Töne wiegt er schlummernd sanft den wogenden Rücken. Ja, auch der gewaltige Ares lässt bei Seite den starrenden Wald scharfer Speere und labt das Herz an Festeslust. Deiner Geschosse Gewalt sänftigt aller Himmlischen Sinne, beseelt von Leto's Sohn und den hochgeschürzten Musen. Aber Geschöpfe, die Zeus nicht liebt, entsetzen sich, den Laut der Pieriden vernehmend auf dem Land, im unüberwindlichen Meer und im grausen Schlund des Tartaros, wo der Urgötterfeind, der hundertköpfige Typhoeus, liegt, den einst barg die namenreiche kilikische Grotte; nun zumal lastet schwer ihm über der zottigen Brust dort die meerumzäumte Küste Kumais, hier Sikelia, wo ihn die Säule der Welt, Aitna niederhält, die an eisigem Busen scharfen Schnee durchs ganze Jahr nährt. Tief aus ihren Schlünden brechen leuchtende Bäche hervor unnahbaren Feuers: am Tag wirft die Brandung rauchend den Glühstrom hoch empor, beim Nachtdunkel trägt im Purpurschein Felsblöcke die wirbelnde Flamme weit hinaus in des Meeres Abgründe mit Donnergekrach! Und die grauenvollen Feuerbäche schickt jenes Gewürme herauf! Schreckenvoll ist nahezusehen das Wunder, — schaudererregend, von Anwohnern zu hören, wie gefesselt unter Aitna's dunkelbelaubten Gipfeln auf dem Grund es liegt und das Stachelbett in den längsanliegenden Rücken sich einhackt!"

So hebt Pindaros an. Ist dies nicht herrlich?

— Schwunghaft im höchsten Grade, erwiderte ich; mir scheint, es ist die Schnitzer'sche Uebersetzung. Und wie klingt das erst im griechischen Urtext!

— Allerdings ist das, was ich soeben vorlas, Schnitzer's Uebersetzung, — Sie entschuldigen, ich wollte ja für mich auch keine Pfauenfeder in Anspruch nehmen. Nicht übersetzen wollte ich diesen ersten pythischen Siegesgang, sondern würdig ergänzen, würdig beendigen.

— Würdig ergänzen, würdig beendigen, ein pindarisches Epinikion? Wie kamen Sie denn auf einen solchen Gedanken, Herr Doctor?

— Hört! hört! rief man von allen Seiten. Ergänzen und beendigen Sie also auf eine würdige Weise den alten Boeotier!

— Sehen die Herren, die Sache hat einen Haken. Es gibt keinen schwunghafteren Gedankenflug im Bereiche des gesammten Griechenlebens, als diese Einleitung zu dem ersten pythischen Gesang. Die Musik beherrscht die ganze Weltordnung; es liebt die Musik, die Harmonie ein jedes Wesen, welches sich der Weltordnung liebevoll ergibt: die Musik entsetzt nur solche Wesen, welche sich wie Typhoeus gegen die hehre Harmonie des Weltalls auflehnen! Gewiss ein Gedanke zum Entzücken. Nun, wie schwingt sich aber Pindar's Seele an den Fittigen dieses erhabenen Gedankens weiter? Er schwingt sich gar nicht daran weiter — im Gegentheil, er fällt plötzlich auf den Boden, faselt von weissen Rossen, wie von dem Speer mit der ehernen Wange, begeistert sich für die Richtschnur hyllischen Rechts und Lanzenruhm, fabelt von dem Menschenröster des Phalaris mit dem ehernen Stier, mischt Recepte von Alltagsweisheit mitunter und erniedrigt den Gesang, der so herrlich angehoben, zu einem Loblied auf die Stadt Aitna, auf die Rosselenker Hieron, Deinomenes und auf ihre Gäule.

— Gäule? —

— Hört! hört! Lassen Sie den Doctor! — Ergänzen Sie also und beendigen Sie also Herr Doctor den Gesang auf eine würdige Weise.

— Ich ergänze und beendige ihn auf folgende Weise. All das, was bei Pindar jetzt auf das Wort „einhackt" folgt, streiche ich ganz einfach und substituire:

„So wüthet denn das scheussliche Ungeheuer gegen die Weltordnung, — aber es lehnt sich auch auf gegen dieselbe, nicht minder schwefelnd, — ob Ohnmacht — jedwede menschliche Seele, deren Innerstes nicht von flammender Erinnerung an jugendkräftig genossenes Glück bei blühenden Jungfrauen erglüht. Neid und Rachsucht nagen an den Nieren des Mannes, dessen sehnende Brust einst schmucke Frauen flohen, — und bar des Spottes umweht auch nie seine Lippen lallend keusches Lächeln. Nur wer im Lenze seines Lebens die Wonneblüthe mit leichter Mühe an blendender Maid und unnahbaren Frauen pflückte: dem allein frommt, auch inmitten des Missgeschicks Schlägen, sein Lebelang, wie holdes Traumbild die Harmonie des Weltalls!"

So endigte der Verwaltungsrath unter den korybantischen Cheers seiner johlenden Collegen, begleitet von einem trunkenen Geklirre der Gläser. Die frivole Blasphemie durchzuckte alle meine Glieder; doch vermochte ich meiner Entrüstung nicht Ausdruck zu verleihen, denn der Champagner brachte mich allmälig von Sinnen, bis ich zuletzt ganz und gar einschlief. — — —

Ich träumte, ich wäre ein Hellene, der nach vielen Irrfahrten endlich an die elyseischen Gefilde gelangte. Da hielten die Todten ebenfalls ein Gastmahl,

in einem strahlend grünen Haine, — doch sah dieser Theil der Unterwelt ganz und gar anders aus, als es Homeros, oder Hesiodos besang.

Ungefähr fünfundzwanzig bis dreissig Gestalten lagen hier zu Tische. Als ich dahingelangte, standen sie alle auf und luden mich frohlockend ein, an den Ueberresten ihrer Mahlzeit Antheil zu nehmen.

Die Gestalt, die ich sogleich erkannte, war Strabon. Vielseitiges und dennoch gründliches Wissen, Scharfsinn, ja sogar Witz und Menschenfreundlichkeit sprachen aus seinen Zügen. Er fasste mich bei der Hand und bot mir den Sitz an unmittelbar neben seiner Essbettstelle.

Staunen ergriff mich, als ich mich etwas näher umsah: denn gar verschiedenartig vom Wuchse waren die Wesen, welche sich jetzt wieder bei dem Tische nacheinander niederliessen.

Die sich am Oberende niederliessen, waren wahrhaftige Titanengestalten.

Wie ich von meinem Nachbar vernahm, war die imposanteste unter ihnen Pythagoras von Samos. Rechts von ihm sass sein Landsmann Aristarchos, links ein schöner Jüngling Seleuko's — nicht von Erythrai in Elis, sondern wie Strabon nachdrucksvoll betonte, vom Erythraischen Meere. Jener hatte den Xenophanes von Kolophon, die Eleaten Parmenides, den Klazomenier Anaxagoras und Leukippos sammt Demokritos zu Nachbarn, dieser aber die Syrakusier Ekphantos, Hiketas, Archimedes, den Knidier Eudoxos, den Pergamener Apollonos und Archytas von Tarent.

Es waren noch immer durchwegs kolossale Gestalten, wenn auch keiner so gross wie Pythagoras von Samos.

Mir gegenüber hatten sich Platon und Aristoteles eingefunden. Sokrates lag in der Mitte. Thukydides, Herodotos, Xenophon, Polybios, Stesimbrotos von Thasos reihten sich Aristoteles an, — Aischylos, Sophokles, Euripides, Epicharmos, Menandros und Aristophanes an Platon.

Auf unserer Seite sassen links von mir Solon, Perikles und Demetrios von Phaleron, rechts von Strabon jedoch die Redner Demosthenes, Aischines, Lykurgos, Hyperides, Demades, Antiphon, Andokides, Lysias und Isokrates.

Der kleinste und zugleich hässlichste unter Allen war der athenische Redner Demades. Ein Zwerg von gutmüthigem Aussehen schienen Xenophon und Stesimbrotos zu sein. Um einen Zoll grösser war Lysias und um einen halben Kopf grösser als dieser schienen Andokides, Hyperides und der Redner Lykurgos. Ehrlich sah unter diesen Dreien wohl nur Lykurgos aus; Hyperides machte den Eindruck eines gutmüthigen Roués, Andokides jedoch den eines eleganten Schurken. Isokrates sah feiner aus als Lykurgos und hatte wundervoll geformte Ohren. Antiphon, mit der düsteren Miene, schien um einen halben Kopf grösser als der höchste unter diesen Rednern; nicht minder missvergnügt blickte Thukydides vor sich, der übrigens dem Demetrios von Phaleron kaum bis an die Kinnbacken reichte und mindestens um eine ganze Kopflänge kürzer war, als Perikles und wenigstens um drei Zoll kürzer, als Polybios. Herodotos war nicht viel kleiner als Thukydides und sah verschmitzter aus, als ich ihn mir vorgestellt hätte. Nicht besonders bedeutend schien die Gestalt des Aischylos und des Sophokles; die Stärke war in dem Ausdruck

des ersteren, die Milde im Antlitze des letzteren Dichters vorherrschend. Euripides hatte aufgeklärtere Züge, als Beiden, doch war er nicht so harmonisch-gebaut, wie die der Dichter der Antigone. Aristophanes war beinahe so winzig wie Demades, nur sah er nicht so böse aus, wie dieser. Epicharmos und Menandros überragten ihn mit der ganzen Körperlänge des Stesimbrotos. Strotzend von Gesundheit schien der nicht besonders hochgewachsene Sokrates; auch Aristoteles war kein Riese, aber auf seiner Stirne thronte im vollsten Masse die Autareiia. Auf Pythagoras schielte er fast mit einem hämischen Blick. Platon war viel höher gewachsen als er und hatte wunderschöne Augen, doch schien er an Asthma zu leiden und im Ganzen machte er den Eindruck, als ob er seine Kindheit und Jugend in einer gar argen Zwangsjacke hätte zubringen müssen.

— Nicht wahr, Du staunst, o Liebster, über unsere wahrhaften Gestalten, — sprach zu mir nach kurzer Weile Strabon.

— Mich setzen da so manche Dinge in Erstaunen. Vor Allem, dass Thukydides hier nicht in jener riesenhaften Grösse erscheint, zu welcher uns die Thukydides-Theologen da oben auf Erden beten zu lernen pflegen.

— Lass' das, Theuerster! Es wird auch bei Euch noch anders werden. Nicht das eigene Schriftstellerthum dieses Thuhydides, nein, das Zeitalter des Perikles ist es, dessen Andenken Euere Köpfe noch verwirrt. Hätte er in meinem Zeitalter geschrieben und an seiner Stelle Kinesias gelebt und den Geschichtsschreiber des peloponnesischen Krieges abgegeben, ohne Dithyramben oder sonst was zu schreiben:

so würde es jetzt bei Euch oben wohl keine Thukydides-Theologen, sondern Kinesias-Theologen geben. Nun macht man aus ihm einen grossen Staatsmann! Wären die Werke des Demetrios von Phaleron nicht sämmtlich und so schmählich verloren gegangen: so könntet Ihr da oben auf Erden, wenn auch nicht allsogleich, bei der Einseitigkeit Euerer jetzigen Realphilologie, sondern doch mit der Zeit den Unterschied begreifen.

— War denn dieser Phalereer wirklich ein garso grosser Mann? wagte ich diese Frage an meinen Nachbar Strabon. Doch nicht dieser war es, der mir antwortete, — es war der Phalereer selbst, der zu mir sagte:

— O, Du mein thörichter Lieber! Wie undankbar seid Ihr gegen mich, Alle da oben auf Erden! Habe ich denn nicht die Entwicklung der menschheitlichen Bildung in das Strombett Eurer jetzigen westeuropäischen Civilisation geleitet? Die Bibliothek von Alexandrien war eigentlich mein Werk: ich habe den grössten Antheil an der Verschmelzung der hellenischen Geistesbildung mit der aegyptischen und babylonischen. Du bist unser Gast, — wenn Du wieder auf die Oberfläche der Erde hinaufsteigst: sage Du da Eueren Forschern und Denkern, dass die Geistesträgheit der zur Aufklärung Berufenen eine gar arge Sünde gegen die geistige Zukunft der Generationen und für Euch an sich schon eine wahre Nemesis ist!

— Auch ich habe eine Bitte an Dich — sagte mit milder Ironie Platon. Sage den transcendentalen Grüblern da oben auf Erden, dass sie um mein Denkerleben sämmtlich in einem Irrthume befangen sind, der für mich nunmehr schrecklich und gar nicht mehr zu ertragen ist. Sage ihnen, den à-prioristisch

Herumwühlenden: sie sollen den Blödsinn einmal fahren lassen und sich lieber auf die Spectral-Analyse verlegen, falls ihnen das Weltall theuer dünkt! Was ich schrieb, versteht Ihr nicht. Mein Lebelang rang ich von Stufe zu Stufe um einen kosmischen Erkenntnisskreis von würdiger Grösse: doch war das Weltall, das ich dazumal erreichen konnte, meinem Geiste stets zu klein. Hätte ich mit Ehrenberg in ein kräftiges Mikroskop oder mit Eueren Astronomen auf Pulkowa in einen mächtigen Refractor gucken können: so hätte ich mir und der Nachwelt das Abplagen mit den Ideen der Eleaten wahrlich erspart. — Aber auch meine Vaterstadt, dieses Athen, das Ihr so rasend verherrlicht, auch dieses Athen drückt wie ein Berg Krophi oder Mophi auf mich. Der Demos war auf die Denker und Forscher erpicht; man hat uns verfolgt bis aufs Blut: wenn ich an gar so manchen Stellen gar so unverständlich schrieb, so war daran einzig und allein die blöde Intoleranz der athenischen Demokratie die Schuld!

Als Platon dies zu mir sagte, traten aus dem Gebüsch neue Gestalten hervor. Ich erkannte sie ohne Mühe. Voran gingen Alkibiades und der Pariser Dandy Duc de Grammont-Cadrousse. Noch immer ein Geck nach ästhetischem Schnitt, hatte Alkibiades diesem das Monocle entlehnt und machte sich lustig über Arsène Houssaye. — Dann kamen Dionysios von Halikarnassos mit August Böckh, George Grote und Lord Macaulay. — Dionysios hatte eine viel bedeutendere Gestalt als Thukydides und trotz seiner fabelhaften Geschwürlein blickte er auch entschieden menschenfreundlicher als dieser.

Das Antlitz des August Böckh strahlte hellauf; Grote machte etwas verschämt-gutmüthige

Mienen. Auch Macaulay's Züge strahlten, seine Augen jedoch brannten vor verklärter Wissbegierde.

Der kleine Thiers kam ihnen nachgelaufen und als er den Demosthenes passirte: drückte ihm dieser die Hand.

Sie gingen bei unserem Tische vorüber, ohne uns näher wahrnehmen zu wollen. — Als sie verschwanden, murmelte Thukydides etwas vor sich hin, was ich nicht ganz recht verstanden hatte.

— Er meint — sagte zu mir Strabon — Thukydides meint, er beneide Thiers um seine Verwaltungsrathschaften. Zwar habe er, des Oloros Sohn, sich bei der Nachwelt einen literärischen Ruhm erworben, dem der literärische Ruhm des Thiers nicht zu vergleichen sei: doch hätte dieser sich grosse Reichthümer erwerben und im Ganzen mit unbelästigten Wohlbehagen bis zum Lebensende fortgeniessen können: ein Lebensgeschick, das ihm, dem Athener, keineswegs zu Theil geworden sei!

Nun stand die jugendlich hehre Gestalt des Seleukos auf und mit dem Becher in der Hand donnerte er so den murmelnden Thukydides nieder:

— Sohn des Oloros! der Du auf Erden ob Deiner Abstammung von Aiakos und Deiner Goldbergwerke so gewaltig einherschrittst, — lass endlich Dein missvergnügtes Geberdespiel und Murmeln bei Seite! Du beneidest diesen kleinen Thiers: mit gleichem Rechte könntest Du wohl auch dem Alkibiades sein Glück verargen. Schau', dieser Geck hatte einen viel grösseren Einfluss auf die menschliche Gesellschaft als Du, der Strateg und Geschichtsschreiber des peloponnesischen Krieges! Er war stets, wie Du weisst, der Mann aller Weiber und Mädchen und wollte auch ernsthaft nie was Anderes als Dieses. Die Politik war

ihm ein Jux, eine Posse: und doch spielt sein Name selbst noch im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts in den gediegensten Werken so mancher gefeierten Gelehrten eine ernsthaft cultivirte staatsmännische Rolle. Woher dies komme: ahnt unser Gast nicht im Entferntesten. Nun werde ich es ihm sagen. Drei Nationen: Deutsche, Franzosen und Engländer stehen jetzt oben auf Erden an der Spitze der wissenschaftlichen Literatur; sie geben die Richtung, ohne ihre Zuthat schlägt kein Gedanke Wurzel. Nun besteht bei den Deutschen eine althergebrachte ständische Gliederung der Menschheit, die auch ihre wissenschaftlich-literarische Thätigkeit im hohen Grade beeinflusst, und da sie in der Realphilologie anerkanntermassen und mit Recht das hohe Wort führen: so beeinflusst ihre Wissenschaft gar oft ganz unvermerkt die Literatur der beiden anderen grossen Nationen. Zufolge der ständischen Gliederung der Gesellschaft wird es aber jetzt noch kaum einem deutschen Realphilologen so leicht möglich, sich über die Postulate des Ahnencultes hinwegzusetzen. Den hochgebornen schönen Cavalier Alkibiades einer unbefangenen Kritik zu unterziehen, wäre im Deutschen Reiche noch immer gleichbedeutend mit Mangel an Pietät gegen die gesellschaftliche Ordnung. Zwar ist der sittliche Ernst vornehmlich eine Tugend der Deutschen: doch geht bei dem heutigen Entwicklungsgrade des Deutschthums dieser ihr sittlicher Ernst nicht über ihre althergebrachte ständische Gliederung der staatsbürgerlichen Gesellschaft hinaus. Doch beneide Du Thukydides darob auch Alkibiades mit Nichten! Mit vielmehr Rechte müsste ich der Geschichte zürnen, denn ich war grösser und besser als Du. Ich habe den heliokentrischen Gedanken nicht

nur als eine flüchtige Hypothese aufgestellt: ich habe selben erwiesen, mathematisch erhärtet. Und doch was geschah? Nicht nur dass mein Name auf Erden nahezu völlig erlosch, — auch meine Werke vermochten nicht auf die Nachwelt zu wirken, es sei denn, dass Copernicus, als er in dem II. Buche der Acad. Quaestionen Cicero's blätternd die theophrastische Nachricht über die Lehre des Hiketas missverstand, aus den Worten der Platonischen Quaestionen des Plutarch — ὁ δὲ Σέλευκος καὶ ἀποφαινόμενος — den Muth schöpfte, sich einer mathematischen Beweisführung seines Gedankens ohne Rückhalt zu unterziehen. Dennoch beklage ich mich nicht. Ich habe redlich gearbeitet, — ich habe mich für meine Idee begeistert, ja, ich habe aus meinem eigenen geschulten Innern die höchste Blüthe meines Ichs entwickelt: was kann ich dafür, wenn das Gesetz der Entwicklung des Weltalls meinem Streben eine so unerbittliche Gränze gesetzt! Nein, ich will bescheiden sein, — ich nehme Beispiel an Dir und leere auch diesen Becher auf Dich, erhabener Pythagoras!

Wir alle tranken voll inniger Liebe und Bewunderung.

Nun stand Pythagoras selbst auf und sprach folgende Worte:

— Dank Dir, Seleukos, dass Du mir auch jetzt noch so zugethan bist. Nichts ist verehrungswürdig im Erdenleben: es sei denn die Mutterliebe und unschuldig zu leiden. Die Geistesarbeit ist kein Verdienst: es ist eine reine Pflichterfüllung. Was kann ich dafür, dass man auch mein Andenken verleumdet? Traun, hätte ich die zwei mächtigsten Hebel, die mir noch fehlten, die Buchdruckerkunst und das Schiesspulver von den Sinesen erlernt: so würde mein Bund in Italien zu einer Grossmacht angewachsen sein, die

dem Menschengeschlechte einen grössern Fortschritt zuzusichern vermocht hätte, als Europa auf dem thatsächlich geschichtlichen Wege erst nach 2000 Jahren erreichte.

Die Oberfläche der Erde würde jetzt ganz anders geartet sein. Doch auch ich beuge mein Haupt vor dem Gesetz des Weltalls. Ich sehe ein, dass meine Lehre an einem grossen Uebel kränkelte, an dem Mangel voller Menschenliebe, wie es kein Buddha und kein Kong-fu-sze, sondern nur das Evangelium verkündet. Ja, der Mangel an voller Menschenliebe war es, der trotz so vieler herrlicher Entdeckungen die Regeneration des Menschengeschlechts stets noch vereitelt hat. Dort, wo keine volle Menschenliebe ist: da überwuchert der Kastengeist und die Geheimthuerei mit der Wissenschaft. Hätte ich auch Buchdruckerei und Schiesspulver zu jener Zeit bereits besessen: so wären zwar Kroton und Metapont zu unbezwinglichen Stätten hellenischer Bildung geworden: doch diese ganze hellenische Bildung hätte an sich ohne die volle Menschenliebe die Völker nie auf dem Boden der Rechtsgleichheit aufzuklären und zu verjüngeu vermocht.

Nun noch ein Wort an diesen Fremden. Es verbreitet sich die Herrschaft des Geistes über die Materie nur äusserst mühsam da oben auf Erden. Wollt Ihr Erdbewohner einen gesunden Fortschritt und wollt Ihr einen solchen beschleunigen, so trachtet, wie nur möglich, die Verwerthung der Geistesarbeit fern zu halten von dem blöden Angebot der einseitigen materiellen Interessen!“

Pythagoras’ Worte hatten auf uns Alle tiefen Eindruck gemacht. Ein allgemeines Seufzen erfolgte, bis endlich Xenophanes seinen Becher nahm und mit helltönender Stimme sein eigenes Trinklied anhob, in das auch die ganze Tischgesellschaft laut einstimmte:

Νῦν γὰρ δὴ ζάπεδον καθαρὸν καὶ χεῖρες ἁπάντων —
Καὶ κύλικες πλεκτοὺς δ ἀμφιτιθεὶς στεφάνους —

Ich erwachte bei den Klängen dieses Trinkliedes und rieb meine Augen beim Erwachen, in dem Wahne, das, was ich eben hörte, wäre das Trinklied aus dem „Profeten“. —

Also befand ich mich wieder im Saale der Verwaltungsräthe.

In der That trafen mich da sogleich wie mit einem elektrischen Schlage die erwähnten Stellen der Meyerbeerschen Oper; — ich sah mich um — was erblicke ich?

Die Glasthür des Nebensalons zeigte blendende Helle; — ich trat hin — ein hinreissender Anblick entfaltete sich vor meinen Augen.

In dem prachtvollen Salon lagen da, beschattet von Palmen und sonstigen tropischen Gewächsen, auf allerlei Othomanen und Balzacen, sechs vornehmst toilletirte, wahrhaft reizend schöne Damen. Sie rauchten ganz gemüthlich ihre Cigarrette. Am Harmonium sass die siebente, nicht minder schöne. Sie spielte jetzt mit stiller Entzückung aus der „Traviata“:

Dall' universo palpiti! — —

Als ich mich umwendete, sah ich — mit Ausnahme von zweien – all' die Herren hinter mir dicht an einander herangedrängt und frenetisch durch die Glasthür stierend. —

Nur Wingby und Dr. Frommhuber sassen noch bei dem Tische. Sie schlürften an ihrem Champagner und blätterten mit glühenden Wangen in einem grossmächtigen — Actienbuch.

— Jetzt ist die höchste Zeit, dass wir gehen — sagte zu mir ganz leise und voll Vertrauen der norddeutsche Gutsbesitzer.

Wir stellten uns also vor ein Gemälde, um im nächsten günstigen Augenblicke uns aus dem Staube zu machen.

Dies konnten wir auch recht bald ausführen, ohne bemerkt zu werden. Denn kaum hatte Wingby die Feder genommen und seinen Namen auf einen Bogen, den Frommhuber ihm vorlegte, unterzeichnet, so nahm die ganze saubere Gesellschaft ihren Champagner und promenirte ganz salbungsvoll — mit dem Daduchen-Paare Frommhuber-Wingby an der Spitze — zu den harrenden Damen hinüber. — —

*
* *

— Wer sind denn die Damen eigentlich? fragte ich, als wir in den Fiaker stiegen, den norddeutschen Gutsbesitzer.

— Schlechte Frauen, unverschämte Mädchen sind es.

— Wie unterstand sich denn dieser Frommhuber, uns zu einem solchen Damengesindel einzuladen?

— Sie haben Recht, es ist ein wahrhaftes Dirnengesindel. Doch nur vom Standpunkte der Ethik. Sie würden staunen, wenn Sie so gut wie ich wüssten, welch vornehmen Gesellschaftskreisen diese Damen angehören!

— Sie scherzen.

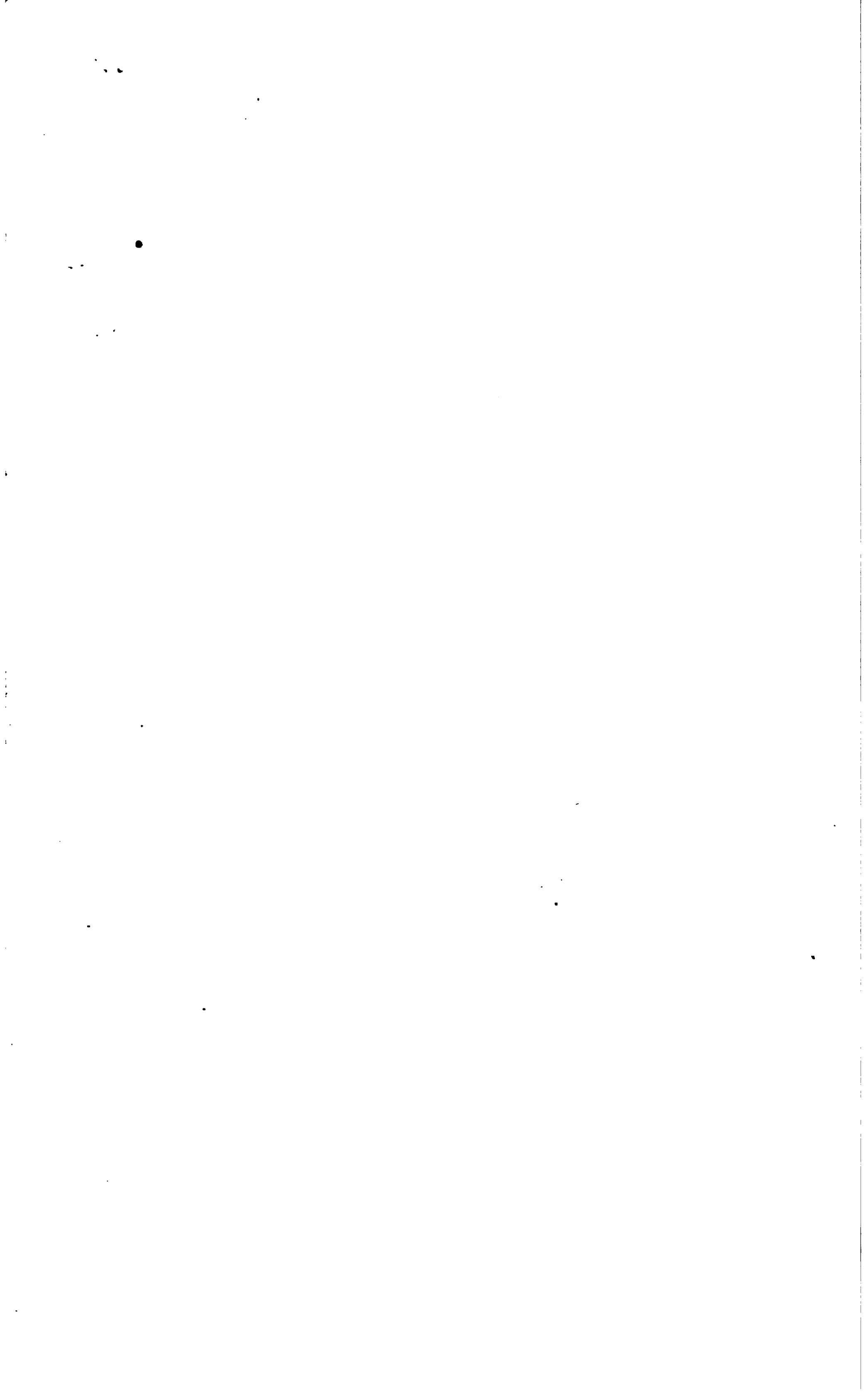
— Auf mein Wort, es sind lauter Damen von Position und von beträchtlichem Vermögen, die ausserdem noch vor dem grossen Publikum überhaupt nicht einmal einen zweideutigen Ruf haben. Sie bilden eine geschlossene — Consortial-Rabatten-Gesellschaft und kommen zu diesem Missethäter auf allerlei Schleichwegen. Die Welt ahnt nicht das Mindeste und feiert in denselben tadellose Oper- und Ballschönheiten.

— Ja, aber was bringt sie denn dazu, dass sie sich mit solchen ältlichen und garstigen Kerlen abgeben?

— Was? — — Die Aussicht auf eine ausserordentliche Bevorzugung bei Consortial-Geschäften und der Einfluss, den diese Verwaltungsräthe auf die Gestaltung so mancher Dinge im öffentlichen Leben ausüben!

VI.

Der sichere Hafen der Ultramontanen und der Epilog eines Culturpolitikers.



Im vorigen Sommer sah ich meinen norddeutschen Gutsbesitzer wieder.

Da sassen wir Beide im Speisesaale eines grossen deutschen Bade-Établissements in Gesellschaft eines sehr geistreichen Realphilologen, dessen wissenschaftlicher Horizont kaum mehr was zu wünschen übrig liess und eines nicht minder belesenen als lebenslustigen Marineoffiziers.

Unsere Table d'hôte war zu Ende, — die meisten Gäste waren fort, — doch wir tafelten ganz gemüthlich weiter. — Dasselbe schien wohl auch die Gruppe zu thun, welche sich am andern Ende des Tisches unter einem wahrhaften Zeitungs-Zelte festsetzte.

Es waren deren etliche vier Männer und eine Frauensperson, die strickte. Dem Anscheine nach lauter missvergnügte Gestalten, die auf uns einen höchst unheimlichen Eindruck machten.

Wir kümmerten uns nicht weiter um sie und plauderten ohne Rückhalt über die verschiedenartigsten Dinge.

Zuerst kam der Process der Gräfin Sampigny aufs Tapet und in Anknüpfung an diesen nichts Geringeres als die aesthetische Aitiologie und Teleologie des Schöpfungswerkes.

— Ich bin zwar stets ein warmer Anhänger Hartmann's gewesen — meinte der Marineoffizier — bin es auch noch zur Stunde: dennoch möchte ich ganz gerne darüber biologische Forschungen angestellt wissen, wie es denn kömmt, dass Frauen mit einer aetherischen Gestalt und einer göttlichen Stimme, — mit einem wundervollen Füsschen und mit einer so entzückenden kleinen Hand eine so unwiderstehliche Leidenschaft zu brutalen Rosselenkern hegen können?

— Allerdings würde es den Postulaten des Darwinismus viel besser entsprechen, wenn solche weibliche Wesen Extremitäten hätten wie ein Tapir und eine Stimme wie ein Brüllaffe!

— Nach meiner Ansicht wäre auch dies die richtige Logik im Plane der Schöpfung! —

Unser Realphilologe nahm augenscheinlich Anstoss an diesen Philosophemen, und um das Gespräch in anständigere Bahnen einzulenken, zog er ein Buch aus seinem Ueberzieher und legte es vor den Marine offizier.

— Kennen Sie das Buch? Es ist die Weltgeschichte unseres Leopold von Ranke.

— Der Name Ranke flösst mir Ehrfurcht ein. Dies sein Werk ist mir noch nicht bekannt. Es muss wahrhaftig ein Meisterwerk sein.

— Auch ich bin ein inniglicher Verehrer Ranke's: doch muss ich gestehen, dass mich die griechische Partie seiner Weltgeschichte in so mancher Hinsicht zu Bemerkungen zu ermuthigen scheint.

— Halten Sie mit Müller-Strübing vielleicht, mit diesem bold scholar, wie die Engländer ihn nennen würden, der da unserem Ernst Curtius und seiner Schule so unverblümt den Krieg erklärt?

— Was Müller-Strübing über die Weltgeschichte unseres grossen Geschichtsschreibers meint, weiss ich noch nicht: doch vermag auch ich, ohne den Witz Müller-Strübing's zu besitzen, die Lücken wahrzunehmen, welche das Werk unseres ruhmvollen Meisters verunzieren.

— Sie meinen vielleicht, es sei nicht recht, dass ein Leopold von Ranke, in einem solchen Werke, des verhängnissvollen Antheils des Westhellenenthums in den Perserkriegen gar nicht näher gedenkt?

— Das ist es, was ich vor Allem an diesem schönen Werke auszustellen habe. Der Sieg des Gelon über die Carthager am Himera-Fluss: das hat die Zukunft der europäischen Bildung gerettet, weit mehr als die Schlachten bei Salamis und Plataiai. Syrakusai war zu jener Zeit noch der Sitz einer entschieden höheren Cultur als Athen. Die Perser hätten das griechische Geistesleben nicht zu zerstören vermocht — wohl aber die Carthager. — Zu bedauern ist es noch, dass Ranke weder die Verdienste der Pythagoreier um die mathematische Erziehung der kommenden Generationen griechischer Forscher und Denker gehörig hervorhebt, noch aber die Verfolgungen, denen die Philosophen und insbesondere die Naturforscher zu Athen stets ausgesetzt waren, gehörig betont. Athen kannte die Gedankenfreiheit nicht, es sei denn in Bezug auf die Fragen der Tagespolitik. Das hätte eine Spitze der modernen Geschichtsschreibung wie Leopold von Ranke nicht unerwähnt lassen dürfen. — Doch ich fürchte, ich werde, wenn ich noch weiter fortfahre, Sie nur belästigen.

— Im Gegentheil. Wir bitten Sie, Ihre sehr lehrreichen Mittheilungen fortzusetzen.

— Also werde ich Sie noch auf eine Stelle in diesem neuesten Geschichtswerke unseres gefeierten Geschichtsschreibers aufmerksam machen. — In der II. Abtheilung p. 6 lesen wir folgende Redewendung: „Dort in Samos konnte er (Pythagoras) die Nationalität der Orientalen aus eigener Anschauung kennen lernen und sich über ihre Denkweise unterrichten. Aber in Samos, wo man einmal Miene machte, einen Philosophen zu verfolgen, weil er den Heerd des All verrücke, war seines Bleibens nicht. Er begab sich nach den dorischen Kolonien u. s. w.“

Das ist eine Stelle, die in der nächsten Ausgabe des Werkes nicht mehr vorkommen sollte. Denn unter dem Philosophen kann kein Anderer gemeint sein, als der Astronom und Kosmologe Aristarchos von Samos, dieser aber lebte 284—240 v. Ch., mithin mehr als 200 Jahre später als Pythagoras.

— Ja, woher wissen Sie aber, Herr Doctor, dass hier unserem grossen Geschichtsschreiber kein Anderer als eben dieser Aristarchos vorschwebte?

— Mein Gott, der Ausdruck, „dass er den Heerd des All verrücke“, deutet unwiderruflich auf den Samier Aristarchos. Lesen Sie nur diese meine Notiz da aus der Schrift des Plutarchos über das Gesicht im Monde, da stehen — c. 6 — die Worte: „Der Stoiker Kleanthes habe gemeint, Aristarchos von Samos müsse der Gottlosigkeit angeklagt werden, — ὡς κινοῦντα τοῦ κόσμου τὴν ἑστίαν — weil er den Heerd des Weltalls verrücke.“ Das ist Alles, was wir über die Sache wissen. Kleanthes aber der Stoiker, gebürtig aus Assos, lebte zu Athen, nicht auf Samos — um das Jahr 260 v. Ch. — und wurde eben zu Athen Φρεάντλης genannt und zwar aus dem Grunde, weil

er da wegen seiner Uneigennützigkeit und Armuth sein tägliches Brod durch das nächtliche Begiessen der Gärten verdienen musste. — Ausser dieser erwähnten Stelle finden Sie keine zweite in der ganzen griechischen Literatur, aus welcher Sie irgendwie herauslesen dürften, dass man einen Samier je wegen seiner kosmologischen Theorie der Gottlosigkeit hätte anklagen wollen.

— Ganz vortrefflich, Herr Doctor! rief der Marineoffizier. Doch was sagen Sie zu Papst Leo XIII., der jetzt im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts in unsere Schulen wiederum die Philosophie des Thomas von Aquino einführen will?

Der Professor wurde etwas nachdenklich — wahrscheinlich bedauerte er die unsystematische Polymathie des wackern Marineoffiziers, der wohl unter Anderem auch den Heiligen Thomas von Aquino zu den Heroen der griechischen Literaturgeschichte zu zählen schien — dann sagte er aber ganz bescheiden:

— Ich habe über diese Frage bis jetzt noch keine Untersuchungen anzustellen vermocht.

Um das Gelächter zu unterdrücken, nahm das Gespräch der norddeutsche Gutsbesitzer auf und — nachdem er einen Blick auf die immer näher rückenden missvergnügten Gestalten geworfen — sagte er mit etwas gehobener Stimme:

— Die Zeitungschreiber unseres landläufigen Liberalismus scheinen in Bezug auf Thomas von Aquino so ziemlich auf den Holzweg gerathen zu sein. Wenigstens in der Politik ist dieser Kirchenvater nichts weniger als ein Finsterling. Im Gegentheile ist er ein Vorkämpfer der Herrschaft der Gesetze und der staatsbürgerlichen Gleichheit: eben aus

*

diesem Grunde rechnen ihn die Franzosen zu den frühesten und achtungswürdigsten Pionieren der demokratischen Strömung. — Meinerseits kann ich also in dem Schritte des jetzigen Papstes nichts weniger als einen Act des Obscurantismus und der Reaction erblicken. Ja, ich sehe darin sogar eine leise Andeutung einer weisen Annäherung an den Zeitgeist. Erinnern Sie sich nur, mit welcher Zähigkeit noch Pio Nono an der ständischen Gliederung der staatsbürgerlichen Gesellschaft festhielt. Ja, nur wenn Sie die Allocutionen Pio Nono's bedachtsam durchlesen, erst dann werden Sie das Ansinnen Leo XIII. unbefangener zu beurtheilen im Stande sein.

Als der norddeutsche Gutsbesitzer den Namen Pio Nono zum zweiten Male aussprach, da ereignete es sich, dass die missvergnügten Gestalten alle auf einmal wie auf ein Signal aufsprangen und sammt der strickenden Dame raschen Schrittes aus dem Speisesaal hinaustrippelten.

Wir sassen noch einige Minuten bei unserem Tische.

— Ich muss doch erfahren, wer diese Leute sind, sagte der norddeutsche Gutsbesitzer und entfernte sich, um in der Kanzlei des Hotels Kunde zu holen.

— Mir scheint — sagte der Marineoffizier — diese Leute sind entweder hoch stehende Persönlichkeiten, die incognito reisen, oder es sind verkappte Ex-Diplomaten unserer Kleinstaaterei seligen Andenkens. — —

— Wissen Sie — rief emphatisch der zurückkehrende norddeutsche Gutsbesitzer aus — wissen Sie, wer diese Leute sind?

— Wer denn?

— Sie sind unsere Verwaltungsräthe — Fipsart, Frommhuber, Lackelerth und Grammatobarnum. Die Frau ist die Gemahlin des Letzteren. — Ja, errathen Sie, woher Sie kommen?

— Wie könnte ich das wissen?

— Sie kommen aus dem Kerker. Man hat sie endlich doch ertappt. Erst jetzt haben sie die Strafe abgebüsst.

— Wahrscheinlich werden sie uns da wieder eine Conférence oder eine Lecture halten?

— Ich denke kaum. Wie ich eben höre, sie sind hieher gekommen, um wegen Gründung eines hochconservativen Blattes mit den Ultramontanen Unterhandlungen anzuknüpfen!

*
* *

— Ist es nicht beschämend für das Deutsche Reich, dass solche Fälle noch bei uns vorkommen? apostrophirte uns der norddeutsche Gutsbesitzer, indem wir den Speisesaal verliessen, um in dem Parke eine Promenade zu machen.

— Solche Fälle? Als ob es sich blos um vereinzelte Fälle handeln möchte? Tausende unter unseren geweihten Jüngern der Wissenschaft darben, — und wenn auch nur die allerseltensten Individuen sich so weit, wie diese Verwaltungsräthe, vergessen: so sticht die Dürftigkeit, die Nothlage, ja sogar das Elend und der Jammer in den Kreisen unseres gelehrten Proletariats einem Jeden, der nur etwas mit unseren deutschen Verhältnissen vertraut ist ins Auge. Man sorgt für die Massen der Arbeiter und deren Familien. Ganz richtig. Man soll es auch thun: dies ist ein Gebot der Menschenliebe und der Vaterlandsliebe zugleich. Doch verdienen die Kämpen geistiger Arbeit die

Fürsorge der Gesetzgebung nicht in demselben Maasse wie Jene?

Grossartig blüht das jährliche Erzeugniss geistiger Schulung im Deutschen Reiche empor. Doch nur winzig ist die Verwerthung desselben durch den Staat. Die unheilvollen Folgen dieses Missverhältnisses erntet von Jahr zu Jahr empfindlicher das Sittenleben. Und dennoch ist diese progressive Entfaltung geistiger Kräfte nicht mehr einzudämmen. Weder durch List, noch durch brutale Massregeln kann der unaufhaltsame Fortschritt gehemmt werden.

Sollte es etwa lediglich im Privatinteresse der Betreffenden und nicht vor Allem auch im Interesse der Nation liegen, eine Culturpolitik einzuführen, welche die sich unaufhaltsam entfaltenden Kräfte in den Dienst der hehren Ziele der Gesellschaft zu stellen trachten würde, anstatt dieselben — im Wahne einer schadenfrohen Gedankenlosigkeit — einem wüsten Kampfe ums Leben preiszugeben? —

Ende.

Druckfehler.

Seite 95 — 12. Reihe von unten statt: „des Loses für der Menschheit“ lies „des Loses der Menschheit“.

Seite 95 — 5. Reihe von unten statt: „verbergte sich“ lies „verbeugte sich“ u. s. w.







